

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 126 (1981)
Heft: 22: "Schulpraxis" : Geschichten und/oder Geschichte?

Sonderheft: "Schulpraxis" : Geschichten und/oder Geschichte?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

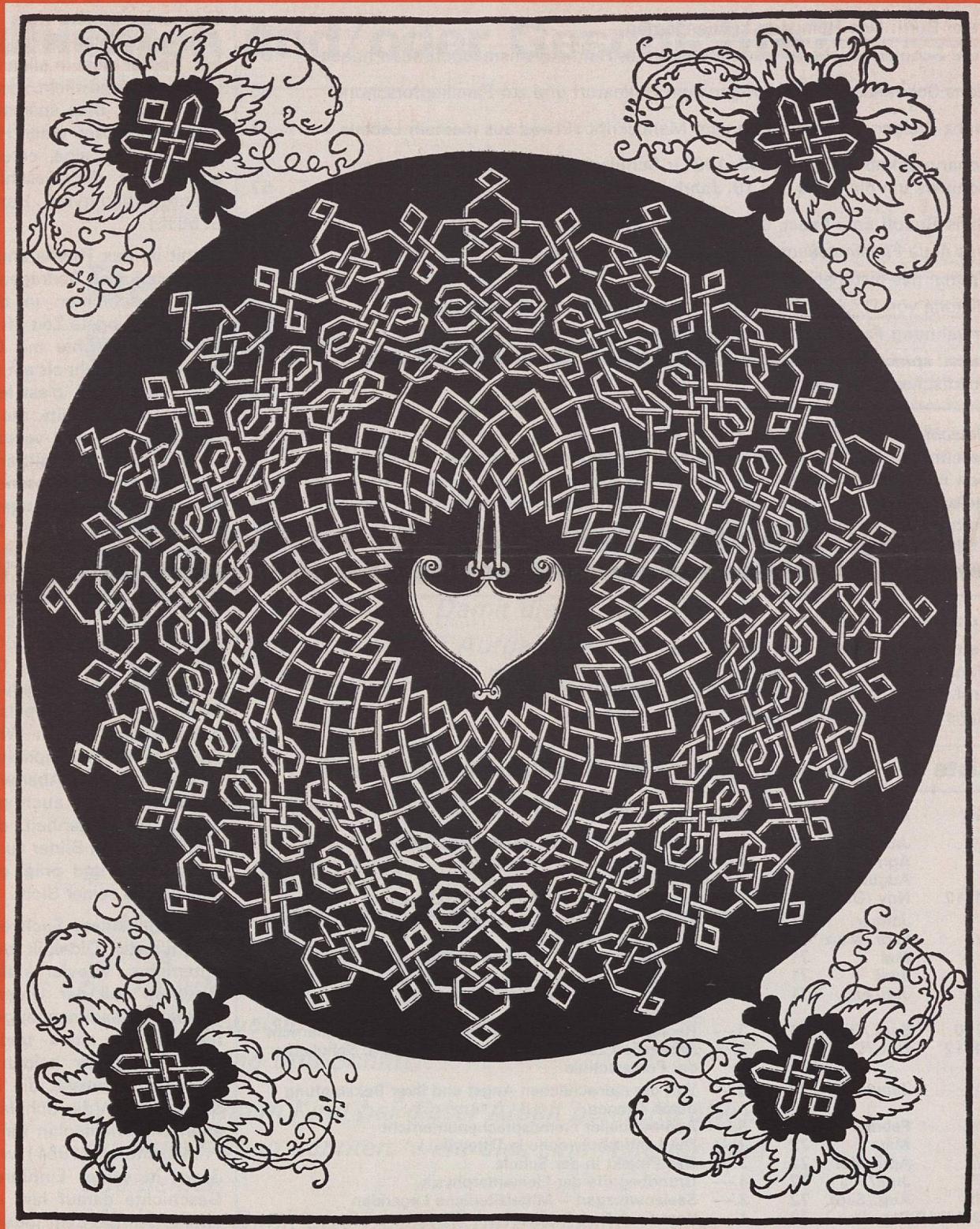
Lehrerzeitung

Schweizerische

Zeitschrift für Bildung, Erziehung, Unterricht · Organ des Schweizerischen Lehrervereins

Sonderausgabe «Schulpraxis» · Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

27.5.1981 · SLZ 22



Geschichten und/oder Geschichte?

Schulpraxis / Schweizerische Lehrerzeitung — Nr. 22

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

27. Mai 1981

Die «Schulpraxis» wird laufend im Pädagogischen Jahresbericht (Verlag für pädagogische Dokumentation Duisburg) bibliographisch nachgewiesen.

Redaktion des «Schulpraxis»-Teils: H. R. Egli, 3074 Muri BE

Druck und Spedition: Eicher & Co, 3001 Bern

Geschichten und/oder Geschichte?

| | |
|--|----|
| Peter Burri: Den Heimatort kennen lernen | 49 |
| Fünf Schüler berichten, was sie über ihren Heimatort herausgefunden haben | 51 |
| Hans Schmocker: Bemerkungen zum Heimatort und zur Familienforschung | 55 |
| Franz Steiger: Vorbemerkung zum Manuscript «Etwas aus meinem Leben» | 57 |
| Johann Jakob Steiger (1843–1931): Schulerfahrungen eines bernischen Schülers um die Mitte des 19. Jahrhunderts | 57 |
| Hans Rudolf Egli: Faust, der Mann aus Knittlingen | 62 |
| Das neue Faustmuseum und Faustarchiv in Knittlingen | 62 |
| Spuren des historischen Faust | 63 |
| Historia von D. Johann Fausten; Inhaltsübersicht und Textbeispiele | 66 |
| Erwähnung Fausti in Luthers Tischreden | 69 |
| Faust: sprachlich-geschichtliches Thema im 7. Schuljahr, ein unterrichtspraktischer Vorschlag | 70 |

Umschlagillustration: Einer von 6 «Knoten», die Albrecht Dürer um 1507 in Holz geschnitten hat, hier etwas verkleinert wiedergegeben. Bei den «Knoten» handelt es sich nicht um Knüpfstellen in einer Schnur oder um Knorren, sondern um kunstvoll ineinander verschlungene Linien. Diese Knotenspiele repräsentieren in ihrer labyrinthischen, ornamentalen Ordnung Aspekte von Kunst der Renaissance. Die einzelnen Bildmotive fügen sich zu einem schwer entschlüsselbaren Ganzen, ähnlich wie einzelne Geschichten zu einem strukturierten Modell der Geschichte.

Adressen der Autoren

Peter Burri, Schaufelweg 42, 3098 Schlieren bei Küniz
Hans Schmocker, Staatsarchiv, Falkenplatz 4, 3012 Bern
Prof. Dr. Franz Steiger, Kirchenfeldstrasse 18, 3005 Bern
Hans Rudolf Egli, Breichtenstrasse 13, 3074 Muri

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

| Nr. | Monat | Jahr | Preis | Titel |
|----------|------------|------|-------|---|
| 1/2 | Jan./Febr. | 70 | 4.— | Lebendiges Denken durch Geometrie |
| 4 | April | 70 | 1.50 | Das Mikroskop in der Schule |
| 8 | August | 70 | 1.50 | Gleichnisse Jesu |
| 11/12 | Nov./Dez. | 70 | 3.— | Neutralität und Solidarität der Schweiz |
| 1 | Januar | 71 | 1.50 | Zur Pädagogik Rudolf Steiners |
| 2/3 | Febr./März | 71 | 3.— | Singspiele und Tänze |
| 5 | Mai | 71 | 3.— | Der Berner Jura – Sprache und Volkstum |
| 6 | Juni | 71 | 3.— | Tonbänder, Fremdspracheunterricht im Sprachlabor |
| 7/8 | Juli/Aug. | 71 | 3.— | Auf der Suche nach einem Arbeitsbuch zur Schweizergeschichte |
| 9/10 | Sept./Okt. | 71 | 3.— | Rechenschieber und -scheibe im Mittelschulunterricht |
| 11/12 | Nov./Dez. | 71 | 3.— | Arbeitsheft zum Geschichtspensum des 9. Schuljahrs der Primarschule |
| 1 | Januar | 72 | 3.— | Von der menschlichen Angst und ihrer Bekämpfung durch Drogen |
| 2 | Februar | 72 | 3.— | Audiovisueller Fremdsprachenunterricht |
| 3 | März | 72 | 3.— | Die Landeswoche in Littewil |
| 4/5 | April/Mai | 72 | 3.— | Das Projekt in der Schule |
| 6/7 | Juni/Juli | 72 | 4.— | Grundbegriffe der Elementarphysik |
| 8/9 | Aug./Sept. | 72 | 3.— | Seelenwurzgarten – Mittelalterliche Legenden |
| 10/11/12 | Okt.–Dez. | 72 | 4.— | Vom Fach Singen zum Fach Musik |

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Zu diesem Heft

Den Heimatort kennenlernen – die Anregungen von Peter Burri und seinen Fünftklässlern laden Lehrer zu eigenen Versuchen mit ihren Klassen ein. Viele Kollegen bestätigen, dass es in den meisten fünften Schuljahren eine Anzahl von Kindern gibt, die ihren Heimatort nicht kennen. Sie dürften aber darum wissen, weil es zu den schweizerischen Eigenarten gehört, dass jeder Bürger in einer bestimmten Gemeinde Heimatrecht hat. Das ist nicht in allen Staaten so, z. B. in Deutschland nicht, in den USA nicht. Wie es kam, dass spätestens nach 1860 jeder Schweizer einer Heimatgemeinde zugehört, ist eine eigene kleine Geschichte in der Geschichte (vgl. die Erläuterungen von Hans Schmocker, S. 55ff.).

Damit ist das Thema angesprochen, um das es bei allen Beiträgen in diesem Heft geht: Geschichten in der Geschichte, bis in die jüngste Zeit oft erörtert. Immer hat es Geschichte mit Geschichten zu tun – das ist mehr als ein müßiges Wortspiel. «L'histoire, c'est le récit de l'histoire.» Dieser «récit», die Erzählung, der Bericht, kann ganz verschiedenen Charakter haben. Oft stellt er uns das in der Vergangenheit Gewesene oder Geschehene einfach vor Augen, bleibt beim überschaubaren Bild, beim Anekdotischen; dann wieder verbindet er einzelne Themen, Szenen, Bilder miteinander, setzt sie in bestimmte Arten von Beziehungen. Aufs neue drängt sich ein bekanntes Wortspiel auf: «Geschichte» bezeichnet sowohl das Objekt der Darstellung wie die Darstellung des Objekts. Einen solchen Doppelsinn weist der Name keiner andern Wissenschaft auf. Wer von Blumen spricht, braucht kein Botaniker zu sein. Aber wer Vergangenes berichtet, sei es auch ganz persönlich erlebte Vergangenheit, der erzählt Geschichte, wählt Bilder aus, ordnet sie auf seine Weise und prägt damit die Wirklichkeit aus seiner Sicht.

Der angedeutete Sachverhalt ist erheblich für die Didaktik des Geschichtsunterrichts. Wieviel einfache, bildhafte Historien soll der Unterricht anbieten, wieviel Zusammenhänge herausarbeiten? Von der alters- und stoffgemässen Gewichtung der beiden Komponenten kann das Interesse, die Motivation und das Verstehen der Schüler abhängen. Im alten Unterrichtsplan für die bernischen Primarschulen (1951) weist Dr. Arnold Jaggi in seiner Einführung zum Fach Geschichte darauf hin: «Wenn es dem Lehrer gelingt, dem jugendlichen Geiste Bilder, eindrückliche, wenn möglich un-

erzeugt ist. Wenn man nun darüber nachdenkt, ob es sich um eine gewisse Art von Geschichtsschreibung handelt, so ist dies nicht so einfach. Es ist nicht leicht, eine solche Arbeit zu bewerten, da sie nicht nur die Geschichtsschreibung, sondern auch die Sprache und die Form des Schreibens beinhaltet.

Geschichten und/oder Geschichte?

Peter Burri:

Den Heimatort kennen lernen

Liebe Eltern

In diesem Quartal hat, wie Sie sicher bereits vernommen haben, jeder Schüler der 5. Klasse einen Vortrag über seinen Heimatort zu halten. Damit die Schüler mit der verhältnismässig schwierigen Aufgabe besser zurecht kommen, habe ich ihnen einige Anweisungen gegeben:

1. Datum des Vortrages:
2. Vortragsplan (siehe Aufsatzheft; vgl. S. 50)
3. Der Vortrag muss im Wortlaut auf ein Blatt (Format A4) aufgeschrieben werden.
4. Der Vortrag sollte nicht wortwörtlich auswendig gelernt, sondern mit Hilfe eines kleinen «Spickzettels» möglichst frei gehalten werden.
5. Die Arbeit wird bewertet (mündlich: Inhalt und Vortragsweise, schriftlich: Rechtschreibung, Darstellung und Schrift).

Wenn Sie Ihrem Kind bei dieser Arbeit beratend etwas zur Seite stehen könnten, wäre dies eine Hilfe für Kind und Lehrer.

Mit bestem Dank und freundlichen Grüßen

Ihr Peter Burri

Wie heisst dein Heimatort?

Beim Eintritt in eine neue Klasse müssen unsere Schüler jeweils ihre Personalien angeben. Zu diesen Angaben gehört auch der Heimatort. Nun kommt es öfters vor, dass einzelne Kinder zu Beginn des 5. Schuljahres ihren Heimatort nicht wissen.

Weil nun in diesem Schuljahr der eigentliche Geographieunterricht beginnt, ergibt sich eine gute Gelegenheit, eine Arbeit über den Heimatort in Form eines Vortrages zu verfassen.

Vortragsplan

Um den Schülern die Gliederung des Vortrages zu erleichtern, hatten wir einen Plan erarbeitet, welcher die wichtigsten Gesichtspunkte enthielt:

1. Verkehrslage: Wie komme ich in meinen Heimatort?
2. Politische Lage: In welchem Kanton, in welchem Bezirk liegt der Ort?
3. Grösse: Fläche der Gemeinde, Einwohnerzahl, andere Dörfer und Weiler der Heimatgemeinde.
4. Tätigkeit der Einwohner: Welche Hauptberufe sind vertreten? Was für Fabriken und Werkstätten sind vorhanden? Ist der Ort durch ein bestimmtes Produkt bekannt geworden?
5. Sehenswürdigkeiten: Gebäude, Naturdenkmäler (alte Bäume, Findlinge, Wasserfall usw.).
6. Geschichte: Herkunft des Namens, Ereignisse (Kriege, Brände usw.), berühmte Bürger.
7. Wappen: Aussehen und Herkunft. Ist es ein «redendes Wappen»?
8. Schlusswort

Elternmitarbeit

In der Meinung, dass das Thema auch die Eltern interessieren dürfte und sie damit auch mehr oder weniger aktiv die Arbeit ihres Kindes verfolgen würden, wurden die Eltern mit dem nachfolgenden Schreiben über die bevorstehende Arbeit orientiert.

Schon vor den Herbstferien waren die Kinder auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht worden, vielleicht gelegentlich einmal mit den Eltern den Heimatort aufzusuchen, um sich persönlich umzusehen, an Ort und Stelle Informationen einzuholen und eventuell einige Dias zu machen.

Beschaffung von Informationen

Bei der Arbeit ging es darum, den Schülern aufzuzeigen, wie und wo sie Informationen über ihren Heimatort finden könnten. Teils in der Schule, teils als Hausarbeit wurden dann verschiedene Quellen studiert und die Ergebnisse in Notizen festgehalten.

1. Verkehrslage: Jedem Schüler wurde ein altes Kursbuch abgegeben. An einem Beispiel erarbeiteten wir, wie man anhand des Ortsverzeichnisses im grünen Teil herausfinden kann, mit welchen Verkehrsmitteln der Ort zu erreichen ist. Auch die Meereshöhe ist aus diesem Verzeichnis zu ermitteln.

Darauf suchte sich jeder Schüler aus der Kartensammlung des Lehrers die entsprechende Landeskarte im Massstab 1:25 000 oder 1:50 000 heraus, um sich das Heimatdorf auf dem Kartenbild anzusehen. Der Lehrer machte da und dort auf Besonderheiten des Orts- und Landschaftsbildes aufmerksam (Haufen- oder Strassendorf, alter Ortskern und neue Quartiere, Industrieanlagen, Flusslauf usw.).

2. Politische Lage und Grösse: Über diesen Punkt informierten sich die Schüler im Adressbuch der Schweiz, welches in allen Postbüros der Schweiz aufliegt. Der Postverwalter von Köniz stellte uns das Buch für eine Woche zur Verfügung und schenkte uns nach dem Erscheinen des neuen Jahrbuches den Band des Vorjahres.

Im weiteren schreiben die Schüler einen Brief an die Gemeindeschreiberei, bzw. Gemeindekanzlei des Heimatortes, mit der Bitte um Zustellung weiterer Informationen.

In einigen Gemeinden existieren eigentliche Heimatbücher, welche den Schülern zum Teil gratis, zum Teil gegen einen angemessenen Betrag zugesandt wurden.

3. Berufe, Geschlechter, Flurnamen: Mit Hilfe des Telefonbuches konnten die Schüler die am meisten vorkommenden Berufe und Geschlechtsnamen (eingesessene Geschlechter) feststellen. In ländlichen Gegenden waren oft Flurnamen aufgeführt, welche nachher auch auf der Landeskarte nachgesehen werden konnten.

4. Geschichte: Jeder Schüler bekam während der Schulstunden Gelegenheit, im betreffenden Band des Historisch-biographischen Lexikons der Schweiz den Artikel über seinen Heimatort nachzulesen und sich das Wichtigste daraus zu notieren. Hier fanden die Schüler vor allem Angaben über die erste Er-

wähnung des Ortes, die verschiedenen früheren Schreibarten des Namens, wichtige Ereignisse, Sehenswürdigkeiten, Aussehen und Herkunft des Wappens.

5. Gemeindewappen: Jeder Schüler entwarf während des Zeichenunterrichtes auf einem Blatt im Format A4 das Wappen des Heimatortes, malte es anschliessend mit Deckfarben aus und beschriftete es (siehe Beispiel Wahlern, S. 53).

6. Anschauungsmaterial: Einzelne Schüler waren mit den Eltern vorher einmal in ihren Heimatort gefahren, hatten Fotos oder Dias aufgenommen. In einigen Fällen brachten die Schüler typische Dinge mit: Anschliessend an den Vortrag über Willisau LU erhielt jeder Schüler als Kostprobe einige Willisauer Ringli. Aus der Ziegelei von Rapperswil BE hatte die Vortragende kleine Backsteine in der Grösse von 12×9×3 cm beschafft, welche als Bleistiftständer oder Briefbeschwerer verwendet werden konnten.

Schlussbemerkungen

Alle Schüler hatten mit grossem Interesse und Fleiss gearbeitet. Die Eltern hatten in vielen Fällen an der Arbeit des Kindes regen Anteil genommen, wie ich aus verschiedenen Rückmeldungen erfahren habe.

Dass in den Arbeiten oft auch Textstellen aus dem Lexikon oder aus dem Heimatbuch übernommen worden sind, scheint mir nicht so bedenklich. Wichtiger scheinen mir die Erfahrungen zu sein, welche die Schüler bei dieser Arbeit sammeln konnten, nämlich:

1. Sich während längerer Zeit mit einer Sache beschäftigen.
2. Informationen beschaffen.
3. Das Ordnen und Verarbeiten der Informationen.
4. Die Präsentation der Arbeit unter einer gewissen Spannung (Lampenfieber), das Ringen um eine möglichst gute Aufmerksamkeit der Zuhörer.
5. Die Entgegennahme von Lob und Kritik durch die Zuhörer und allfällige Ergänzungen aus dem Stegreif auf Fragen der Zuhörer.

Mehrere Schüler haben ihre Vortragmanuskripte nahezu fehlerlos abgegeben. Alle folgenden Schülertexte sind korrigiert, die Rechtschreibfehler getilgt.

Literatur

- Adressbuch der Schweiz, Band III, Mosse-Annونcen AG, Zürich
- Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Neuenburg 1921-34



Vortrag vom 8. März 1980
über
Rapperswil - Bern

Wie komme ich heut am schnellsten in meinen Heimatort Rapperswil? Ich steige im Berner Postbahnhof ins Postauto und fahre Richtung Zollikofen - Münchenbuchsee - Moosalp/klm - und schon bin ich in Rapperswil. Das kleine Bauendorf liegt auf leicht hügeligem Gelände und ist nicht zu verwechseln mit Rapperswil SG welches am oberen Ende des Zürichsees liegt, ein grosses Schloss besitzt und die Rosenstadt genannt wird. Nein, mein Heimatort hat ringum noch sehr viel Wald, und man kann nicht glauben, dass es bis zur Stadt Bern nur 30 Minuten sind. Eine Eisenbahn gibt es hier nicht. Die nächste Station ist Schüpfen.

Rapperswil gehört mit 11 andern Gemeinden zum Amtsbezirk Aaberg und grenzt im Nord-Osten an den Kanton Solothurn. Im Jahre 1979 hatte Rapperswil 1741 Einwohner und eine Fläche von 1820 ha.

Fünf Beispiele von Schülervorträgen

Vortrag vom 8. März 1980 über

Rapperswil-Bern

Wie komme ich heute am schnellsten in meinen Heimatort Rapperswil? Ich steige im Berner Postbahnhof ins Postauto und fahre Richtung Zollikofen-Münchbuchsee-Moosaffoltern, und schon bin ich in Rapperswil. Das kleine Bauerndorf liegt auf leicht hügeligem Gelände und ist nicht zu verwechseln mit Rapperswil SG, welches am oberen Ende des Zürichsees liegt, ein grosses Schloss besitzt und die Rosenstadt genannt wird.

Nein, mein Heimatort hat ringsum noch sehr viel Wald, und man könnte nicht glauben, dass es bis zur Stadt Bern nur 30 Minuten sind. Eine Eisenbahn gibt es hier nicht. Die nächste Station ist Schüpfen.

Rapperswil gehört mit 11 andern Gemeinden zum Amtsbezirk Aarberg und grenzt im Nordosten an den Kanton Solothurn. Im Jahre 1979 hatte Rapperswil 1741 Einwohner und eine Fläche von 1800 ha.

Sehenswürdig sind in Rapperswil noch die Kirche, das alte Pfarrhaus, eines der ältesten im Kanton Bern übrigens, und die Ziegelfabrik. Der alte Gasthof Bären ist sogar auf dem Ballenberg (Freilichtmuseum bei Brienz) wieder aufgestellt.

Doch wie war es wohl früher? Die ganze Gegend von Rapperswil war mit Gletschern und später mit Moränen bedeckt. Das war die *Eiszeit*. Findlinge kamen zum Vorschein. Ja, man hat sogar Mammutstosszähne gefunden! Als die Gletscher zurückgingen, kamen die *Pfahlbauer*. Am nahen Moossee fand man Anzeichen von Siedlungen.

2000 Jahre v. Chr. folgte die *Bronzezeit*.

700 Jahre v. Chr. begann die *Eisenzeit*.

100 Jahre v. Chr. lebten in der Gegend bereits die *Helvetier*. Von all den verschiedenen Epochen hat man in Rapperswil Werkzeuge oder Waffen gefunden.

58 Jahre v. Chr. kamen die *Römer* und verbreiteten während 400 Jahren die römische Kultur. Man fand Fundamente von einem heidnischen Tempel, der dem Gott Merkur, dem Schutzgott der Kaufleute, geweiht war. Aus zahlreichen Funden geht hervor, dass eine Römerstrasse direkt vor dem alten Pfarrhaus auf den Hügel hinaufführte. Aus dem Merkurtempel ist noch heute eine Tafel mit einer römischen Inschrift vorhanden.

Nach dem Jahre 400 eroberte das wilde Volk der *Alemannen* die Gegend von Rapperswil. Aus dieser Zeit stammen viele Dorfnamen. Alle tragen die Endung... wil, was heisst, dass bereits zu jener Zeit überall kleine Weiler bestanden. So z. B. die Dörfer Seewil, Dieterswil, Bittwil, Wierezwil usw. Rapperswil hiess früher «Rappelzwile» oder «Rapherswiler».

Später folgte das *Mittelalter*. Man besitzt von Rapperswil bereits schriftliche Urkunden aus dem Jahre 1241, die auf eine alte Kirche hinweisen. Die Gegend wurde von den Herzögen von Zähringen beherrscht. Sie verkauften aber dann ihre Grundherrenrechte an das Kloster von Friesenberg, und die Bauern hatten ihren Zehnten im Kloster abzugeben. Die Umgebung von Rapperswil war im Mittelalter katholisch.

1528 folgte die *Reformation*, und Rapperswil wurde nach vielem Hin und Her reformiert. Seit 1862 besitzt Rapperswil eine neue Kirche, die gegenwärtig renoviert wird. Die «Freiheitsstube» im alten Pfarrhaus diente während des letzten Krieges als Tagesraum den internierten Polen. Die gefundenen Grenzsteine der Freistätte, welche aus dem Mittelalter stammen, sind unter Schutz gestellt und stehen hinter dem Pfarrhaus. Heute ist in Rapperswil und Umgebung die Güterzusammenlegung abgeschlossen, und die Autobahn wird bald nahe der Gemeinde vorbeiführen.

Neu im Dorf ist eine schöne Post mit Kantonalbank. Primar- und Sekundarschulhaus sehen ähnlich aus wie das unsrige. Eine Schmiede besteht noch, wo ich Hammer, Amboss und Zange besichtigen konnte. Die Ziegelfabrik fabriziert Ziegel und Backsteine für einen grossen Teil der Schweiz. Ebenfalls fabriziert sie Bodenplatten.

Und jetzt werde ich euch Fotos und Prospekte zeigen. Am Schluss dürft ihr noch ein Muster aus der Ziegelfabrik mit nach Hause nehmen, einen kleinen Backstein.

Blumenstein

Blumenstein liegt am Fusse des Stockhorns, an der Strasse Bern-Interlaken via Gürbetal und Stockental. 20 Minuten beträgt die Fahrzeit von Thun her. Vom Dorf Blumenstein bis zum Zentrum der Stadt Thun misst die Luftlinie 9 km und bis nach Bern 25 km. Das Dorf liegt 660 m über Meer.

Es verkehren folgende Autokurse:

Blumenstein-Thierachern-Thun

Blumenstein-Stockental-Amsoldingen-Thun

Blumenstein-Wattenwil-Burgistein-Station

1285 erstmals als Ort in einer Urkunde erwähnt, bildet Blumenstein im romanischen Stockental ein Tor zum Oberland. Die gesamte Fläche der Gemeinde beträgt 1552,4 ha, wovon 583,5 ha Wald sind. Blumenstein hat heute 1059 Einwohner. Neben dem Landwirt herrschen Bauberufe vor. So gibt es Maurer, Dachdecker, Schreiner, Zimmerleute, Maler usw. Blumenstein hat keine Fabriken, jedoch mehrere Baugeschäfte und verschiedene handwerkliche Betriebe.

Eine Sehenswürdigkeit von Blumenstein ist die ganze Kirchenanlage mit Kirche, Friedhof, Pfarrhaus, Pfrundscheune, Speicher und «Chüeierhuus». Die gotische Kirche ist 700 Jahre alt. Gestiftet wurde sie vom Ritter Johann von Weissenburg, welcher sie in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts errichten liess. 1361 wurde die Kirche erstmals als Pfarre des Dekanats Bern unter dem Namen «Blornensten» genannt. Seit 1963 steht die Kirche unter Denkmalschutz. Die beiden Glocken im Turm tragen die Jahrzahl 1887.

Warum steht dieses Gotteshaus hier oben auf einsamer Bergwiese neben dem Wasserfall? Eine Sage berichtet, die Kirche hätte ursprünglich näher dem Dörflein zu stehen kommen sollen. Aber zu wiederholten Malen seien nachts das Bauholz und die Bausteine von unsichtbaren Händen an den jetzigen Standort getragen worden.

Das Wappen ist aus dem Namen entstanden. Es stellt auf drei Felsen drei goldene Lilien mit beblättertem Stiel auf blauem Grund dar.

Ein uralter überliefelter Brauch ist der «Hirschmontag». Er findet alle 10 Jahre statt und ist ein Fest für die ledigen Burger.

Burger sind die Geschlechter Rufener, Winkler, Rothacher, Wenger, Heger, Ischer und Reuter. Von allen Burgern leben nur 15% in Blumenstein.

Es Dörfli isch im Oberland,
das isch no vielne nid bekannt;
es isch ja wahr, s'isch nume chly,
doch wett i niene-n-anders sy!
Hie isch mis Huus, mis liebe Hei
u schön isch's halt doch z'Bluemestei.

Kehrsatz

Kehrsatz liegt im Mittelland, 537 m über Meer, ungefähr 6 km vom Stadtzentrum Bern entfernt. Man gelangt mit der Bern-Gürbetal-Thunbahn dorthin. Das Dorf

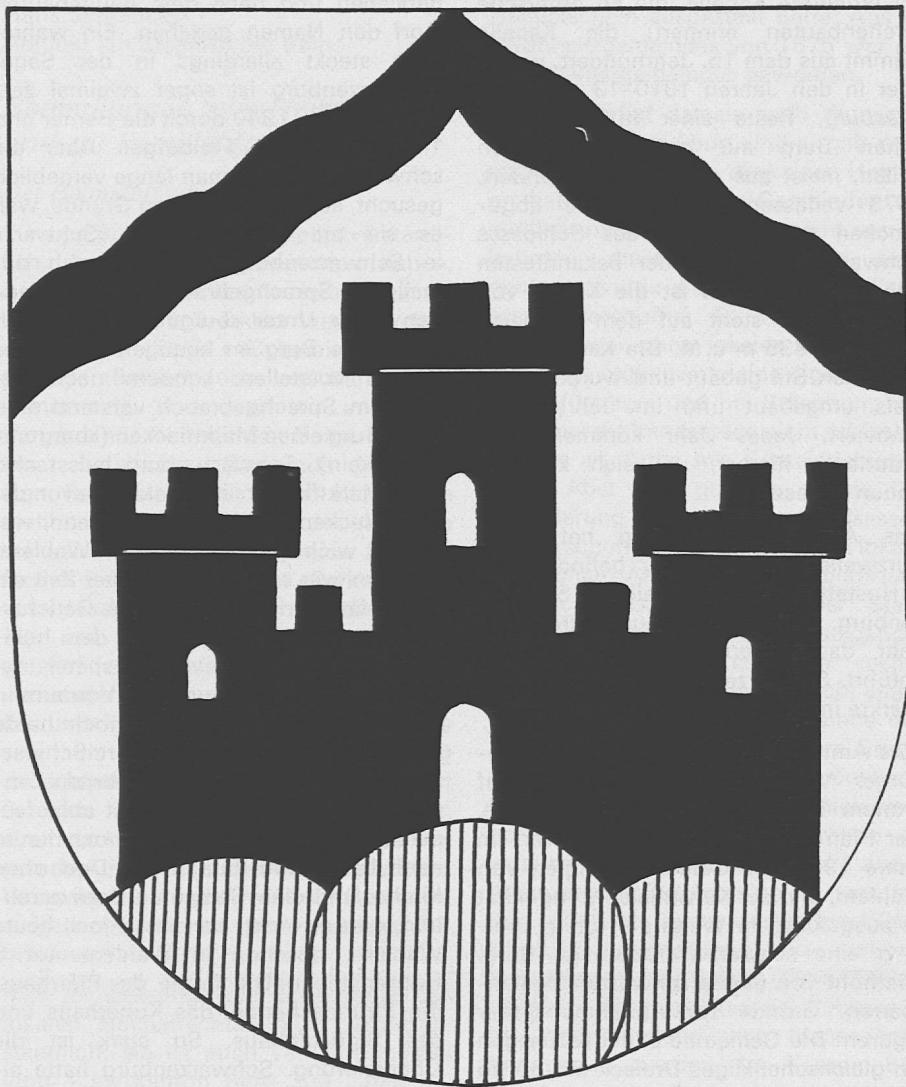
hat 3538 Einwohner, davon sind 271 Ausländer. Die Gemeinde Kehrsatz umfasst ein Gebiet von 443 Hektaren. Die an Kehrsatz stossenden Gemeinden sind im Norden Muri, im Osten Belp, im Süden Englisberg und im Westen Köniz. Kehrsatz (im Volksmund Chärsitz genannt) war einst ein ausgesprochenes Bauerndorf. Auch heute ist die Landwirtschaft nicht am Aussterben. Mit modernen Maschinen werden die 305 Hektaren Ackerland bearbeitet. Dem Bürgerregister von 1798 können wir entnehmen, dass es schon früher Schreiner, Müller, Wagner, Schlosser, Schneider und Milchhändler gab. Die alte Mühle, die seit längerer Zeit ausgedient hat, ist vor einigen Jahren zu einem schönen Bauernstöckli umgebaut worden. Von früher stammt ebenfalls die Gewürzmühle, die heute noch mit Wasserkraft betrieben wird. Von der Turnschuhfabrik, Glasplakatfabrik und Bettfedernfabrik ist heute nur noch die Bettfedernfabrik in Betrieb. In Kehrsatz werden auch die berühmten «Schwizerörgeli» hergestellt.

Das Dorf Kehrsatz hat drei grosse Landgüter: Schloss, Lohn und Blumenhof. Heute dient das Schloss als Mädchenerziehungsheim. Der Lohn wird heute bei Staatsvisiten als Nachtquartier benutzt. Goethe, der berühmte Dichter, übernachtete 1779 auf seiner Schweizerreise im Blumenhof, der weit und breit als Mustergut bekannt war. Heute ist das Hauptgebäude leider in sehr schlechtem Zustand.

Das Wappen der Gemeinde Kehrsatz lehnt an jenes des Geschlechts Hackbrett an, dem die Herrschaft Kehrsatz über längere Zeit gehörte. Allerdings hatte das Wappen damals noch keinen Stern. Das heutige Gemeindewappen entstand Ende der dreissiger Jahre.

Die Herrschaft Kehrsatz hatte von 1420 bis 1798 mindestens zehn verschiedenen Familien gehört. Durch Kauf und Verkauf, Heirat und Erbschaft kamen Schloss und Herrschaft Kehrsatz in den Besitz der Ringoltingen, Spilmann und Simon, der Bonstetten und Güder, der Wurstemberger, Hackbrett, Graffenried und Tscharner. So war im Dorf für viel Abwechslung gesorgt.

Kaum eine andere Gemeinde in der Umgebung Berns hat sich in den letzten Jahren so stark verändert wie Kehrsatz. Als wichtigste Neuerung wurde 1969 die Umfahrungsstrasse eingeweiht. Ebenfalls wurde ein Ökumenisches Kirchenzentrum erstellt und ein neues Tenniszentrum eröffnet. Nun beschliesse ich meinen Vortrag und hoffe, dass er euch gefallen habe.



Gemeindewappen von Wahlern

Wahlern

Mein Heimatort ist Wahlern im Kt. Bern; es liegt im schönen Schwarzenburgerland mit herrlicher Aussicht auf die Voralpen und das Sennetal, 795 m über Meer. Es gehört zum Amt Schwarzenburg. Wahlern liegt an der Bahnlinie Bern-Schwarzenburg; die Kopfstation ist Schwarzenburg, mit Postautokursen nach Heitenried-Schmitten im Kanton Freiburg, Riffenmatt-Guggisberg mit Anschluss nach Plaffeien und Otteleuebad, Elisried-Hinterfultigen, ferner nach Rüschegg-Riggisberg-Thurnen. Mittelpunkt der Gemeinde bildet das Dorf Schwarzenburg, 21 km südwestlich von Bern. In Schwarzenburg ist auch der Sitz der Bezirks- und Gemeindebehörden; die Bezirksbehörden sind im alten Landvogteischloss untergebracht, das in den

Jahren 1573–1575 gebaut wurde und aus einem mächtigen Hauptgebäude und zwei Türmen besteht, die das in den Hof führende Eingangstor flankieren. Wahlern hat eine Gesamtfläche von 4048,44 ha wovon 3904,82 ha produktives Land und 1077,72 ha Wald. 1978 hatte Wahlern 5100 Einwohner.

Hauptbeschäftigung der Leute: Früher Handspinnerei. Nun Kleingewerbe, sowie Fabriken: Plastik, Maschinen- und Apparatebau, holzverarbeitende Betriebe, Seilerei, Ausbeute der Mineralquellen (früher Riedstern AG), Gastbetriebe, Vieh-, Land- und Waldwirtschaft. Anzahl der Häuser 1970 = 1027.

Sehenswürdigkeiten innerhalb der Gemeinde: Schloss Schwarzenburg. Chäppeli: Originelle, eigentümliche, im Holz-

stil errichtete Kapelle, die an nordische Kirchenbauten erinnert; die Kapelle stammt aus dem 15. Jahrhundert, wurde aber in den Jahren 1910–13 renoviert. **Grasburg:** Reste einer frühmittelalterlichen Burg mit gotisch formierten Teilen, meist aus dem 15. Jahrhundert, 1573 verlassen und teilweise abgebrochen zur Errichtung des Schlosses Schwarzenburg. Eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten ist die Kirche von Wählern. Sie steht auf dem Wählernhügel, ca. 835 m ü.M. Die Kirche ist im gotischen Stil gebaut und wurde mehrmals umgebaut und im Jahre 1953 renoviert. Jedes Jahr kommen viele Brautleute hierher, um sich kirchlich trauen zu lassen.

Das Amt Schwarzenburg hat einen Kurzwellensender. Dieser befindet sich in Hostatt, etwas ausserhalb von Schwarzenburg. In Schwarzenburg wird jedes Jahr das Bauernpferderennen durchgeführt. Schwarzenburg hat acht grosse Märkte im Jahr.

Fürs Amt gilt noch heute das alte Grasburger Vogteiwappen: In Weiss auf grünem Dreierberg ein schwarzer Löwe. Der Pfarrer Herr W. Strasser entwarf im Jahre 1901 das Gemeindewappen von Wählern, und der Kunstmaler Münger hat es ausgeführt: In Weiss auf rotem Dreierberg eine schwarze dreitürmige Burg, überhöht von einem schwarzen Wellensparren. Gründe zur Annahme dieser Figuren: Die Gemeinde bildet sozusagen ein gleichschenkliges Dreieck mit Spitze nach Norden. Die zwei Schenkel bilden Sense und Schwarzwasser. In der Mitte der Gemeinde steht Schwarzenburg mit dem Neuschloss (Amtssitz) an Stelle des alten, der Grasburg. Darum im Wählernwappen zwei schwarze Flüsse auf weissem Grund, in der Mitte die schwarze Burg auf drei Hügeln zur Erinnerung ans Amt mit den drei Hügelketten. Die rote Farbe der Hügel soll die Kantonszugehörigkeit an Bern markieren und dem Wappen etwas Farbe geben. Das Schwarzenburgerländchen, zwischen der Sense, dem Schwarzwasser und der Stockhornkette gelegen, heisst in ältesten Urkunden «inter aquas», das heisst zwischen den Wassern. Ums Jahr 1000, unter den letzten Königen von Hochburgund, wurde Schwarzenburg als Marktflecken gegründet. Im Jahr 1025 taucht Schwarzenburg erstmals urkundlich auf als «Suirarcenburc». Es gehörte damals zum Königreich Neuburgund (888–1032). Die Sage will wahrhaben, hier habe vor dem ein blühendes Dorf gestanden, das in Kriegszeiten vollständig verbrannt und verwüstet worden sei, nur eine verbrannte schwarze Burg sei übrig

geblieben und habe dem neugebauten Dorf den Namen gegeben. Ein wahrer Kern steckt allerdings in der Sage: Schwarzenburg ist sogar zweimal zerstört worden, 1340 durch die Berner und 1448 durch die Freiburger. Aber die schwarze Burg hat man lange vergeblich gesucht, aus dem einfachen Grunde, weil es sie nie gegeben hat. «Schwarz» in Schwarzenburg bedeutet nach damaligem Sprachgebrauch «Wald, Tannenwald.» Unter «burg» darf man sich nicht eine Burg im heutigen Sinne des Wortes vorstellen, sondern nach damaligem Sprachgebrauch verstand man unter Burg einen Marktflecken («burgum» auf Latein). Schwarzenburg heisst also «der Marktflecken im Wald». Bevor der Marktflecken Schwarzenburg stand, war unser wichtigstes Zentrum Wählern. Wählern war schon in keltischer Zeit ein Opferplatz, ein Thingplatz, ein Gerichtsplatz und ein Refugium. Aus dem heidnischen Opferplatz wurde später der christliche Kultplatz, und der Vorraum in der heutigen Kirche heisst noch heute Thinghaus. Der neue Markort Schwarzenburg konnte dem altgewohnten Zentrum Wählern den Rang nicht ablaufen; deshalb ist Schwarzenburg noch heute nach bald 1000 Jahren das Dorf ohne Kirche, und eine Gemeinde Schwarzenburg gibt es nicht; sie heisst noch heute Wählern, obwohl in Wählern nur 5 Häuser stehen: Die Kirche, das Pfarrhaus, die Pfrundscheune, das Küherhaus und das Sigristenhaus. So stark ist die Überlieferung. Schwarzenburg hatte einen langen dornenvollen Weg vor sich, um das zu werden, was es heute ist.

Ich hoffe, dass mein Vortrag interessant war und euch gefallen hat.

Wohlen

Nach Wohlen komme ich am besten mit den folgenden Verkehrsmitteln. Ich fahre zuerst mit dem Bus nach Bern, dann von der Schanzenpost mit dem Postauto nach Wohlen. Wohlen ist ein sehr schönes Dorf, es hat 7000 Einwohner und liegt zwischen Bern und Aarberg. Die Gesamtfläche der Gemeinde misst 3629 Hektaren, wovon 1110 Hektaren Wald sind. Das ganze Gemeindegebiet weist Südlage auf und wird in nordsüdlicher Richtung durch 5 bewaldete Gräben stark zerschnitten; es sind dies von Osten nach Westen:

an der Ostgrenze der Glasbachgraben, der Burggraben mit dem Toffenbach oder Lättlibach bei Hinterkappelen,

der Schaufelgraben-Wohlengraben östlich Ober- und Unterwohlen, der Innenmühlental- oder Kirchgraben zwischen Wohlen und Illiswil, im Westteil der Gemeinde der grösste Terrain einschnitt von Innerberg und Frieswil her, der sogenannte Frieswilegraben mit dem Leubach.

Der tiefste Punkt der Gemeinde liegt auf 470 m und der höchste auf 820 m.

Der geologische Aufbau zeigt Molasseformationen. In der Eiszeit bedeckte der Rhonegletscher grosse Gebiete des Mittel- und Seelandes; die auch bei uns hinterlassenen Moranenhügel, Schotterbänke und Torfmoore (Möser) sind deutliche Spuren davon. Im darauffolgenden Alluvialzeitalter entstanden durch Erosion (Auswaschung) die Furchen und Täler.

Durch den Stau des Wohlensees im Jahre 1920 wurden neue Brücken in Hinterkappelen und Hofen/Wohlei notwendig. Ferner besteht seither ein 2,5 m breiter Übergang beim Wasserkraftwerk Mühleberg, und für die Staatsstrasse Bern–Uettligen–Säriswil die nicht in der Gemeinde liegende Halenbrücke.

Erstes Gemeindehaus lag gegenüber dem Gasthof Kreuz in Wohlen, in welchem noch ein Rundkeller erhalten ist. Im November 1966 wurde wegen Platzmangel das alte Gemeindehaus verlassen und dieses in ein Wohnhaus umgebaut.

Es gibt archäologische Funde, wie gut erhaltene Gräber aus der Stein- und Bronzezeit bei Uettligen, ein Hallstattzeitgrab bei Murzelen sowie römische Münzen und Siedlungsspuren, gebrannte Ziegelsteine bei Säriswil. Wohlen wird erstmals 1275 als «Wolon», später «Wohlan», 1296 als «Wohlen» erwähnt.

1410 wurde der letzte Graf von Oltigen bei einem Aufstand der Bauern erschlagen, worauf die Stadt Bern Wohlen beanspruchte. In einem Liquidationsvertrag erhielt Savoyen eine Entschädigung von 5000 Gulden. 1413 kaufte sich die Gemeinde mit grösseren Lösegeldern von der Leibeigenschaft los. Im Laufe der darauffolgenden Jahrhunderte erwarb sich der Bauernstand durch rechtschaffene Gesinnung, durch kluge Art sowie durch zähen Fleiss und Sparsamkeit seinen Wohlstand und eine geachtete Stellung. Unter dem Patriziat von Bern im Lehnsverhältnis leisteten die Bauern verschiedentlich Kriegsdienste. 1798 kämpften Wohlerer bei Neuenegg.

1276 wurde erstmals die Kirche erwähnt, die 1677 umgebaut wurde. Der Kirchensatz war lange im Besitze der Freiherren von Bremgarten.

Einer Chronik im Jahre 1857 kann folgende interessante Beschreibung entnommen werden: Zu Nieder-Dettigen, wo nach Urkunden von 1310 und 1344 die Berner mit den Grafen von Oltigen bei Zwistigkeiten zu Tage sassen (= Konferenzen abhielten) und Schiedsleute setzten, befand sich, ehe die sogenannte Neubrücke erbaut wurde, eine stark benutzte Fähre über die Aare, weil damals noch die Strasse von Bern nach Aarberg und Neuenburg durch den Bremgartenwald und im Hasli über die Aare nach Nieder- und Oberdettigen führte, wo sie noch sichtbar ist. Bei dieser Fähre ereignete sich im Jahre 1311, am 29. Heumonat, ein grosses Unglück. Eine beträchtliche Anzahl Landleute aus der Gegend von Meikirch und Friesenberg wollte nach Bern auf den Markt; sie schifften sich zu Unterdettigen ein. Die Aare war, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit, sehr gross. Unglücklicherweise brach das überladene Schiff, und 72 Personen ertranken. Die Fähre zu Dettigen gehörte den Johanniter-Rittern zu Buchsee (Münchensee), die von derselben ein schönes Einkommen hatten und daher die Erbauung der Neubrücke ungern sahen. Im Jahre 1469 schloss aber die Stadt mit den Rittern einen Vertrag, dass gegen eine Entschädigung von 10 Pfund jährlichen Zinses und Zollfreiheit für die Angehörigen des Hauses Buchsee, sowohl die Fähre zu Dettigen als auch die zu Bremgarten gänzlich aufgehoben und in Zukunft keine neue mehr angelegt werden sollte.

Zu erwähnen ist Illiswil, urkundlich «Igliswile» (1277), ein kleines Dorf westlich von Wohlen, Kirchgemeinde Wohlen, Amt Bern, ehemals Landgericht Zollikofen. Dieses Dorf war ein Twing (= Gerichtsherrschaft) und Standort der Edlen von Igliswyl, welche zur Dienstmannschaft der Grafen von Kyburg gehörten.

Das Pfarrdorf Wohlen, Ober- und Unterwohlen, mit einer Schule, liegt an einem gut gebauten Berghang am rechten Ufer der Aare unterhalb der Neubrücke, gegenüber Wolei auf dem linken Ufer der Aare. Im Jahre 1835 waren zu Oberwohlen, nebst Kirche und Pfarrwohnung, 14 Häuser, zu Unterwohlen 8 Wohngebäude. Wohlen gehörte ehemals mit seinen Kirchgemeinden zu Oltigen, später zum Amt Laupen und zum Landgericht Zollikofen.

Hans Schmocke
Adjunkt am Staatsarchiv Bern:

Bemerkungen zum Heimatort und zur Familienforschung

Der Heimatort

Für uns Schweizer ist es selbstverständlich, dass wir einen Heimatort haben. Ausländern muss der Sachverhalt meistens umständlich erklärt werden: dass wir nicht primär «Schweizer» sind, sondern «Berner» (oder was Kantons es immer sei), und dass wir auch nur Berner sind, weil wir das Bürgerrecht in einer bernischen Gemeinde besitzen. Der Fall wiederholt sich alle Jahre mehrmals: ein Amerikaner, der um seine schweizerische Herkunft weiß, fragt im Berner Bahnhof nach den «Swiss Archives», landet natürlich im Bundesarchiv, von wo er, liebevoll aufgeklärt und geleitet, ins Staatsarchiv gelangt – wo er vernehmen muss, sein Heimatort heisse Eriz und die Auskünfte über seine Familie seien im Zivilstandamt Schwarzenegg zu erfahren... Die erste Reaktion ist Staunen über so viel Kompliziertheit in einem so kleinen Land, dann aber werden gerade Ausländer ausnahmslos fasziniert. Wenn irgend möglich wird der Heimatort aufgesucht, immer zur grossen Begeisterung.

Nun ist allerdings die Einrichtung des lokalen Heimatrechtes nicht selbstverständlich; sie ist auch verhältnismässig jung – im Kanton Bern 300 Jahre alt. Natürlich gab es schon vorher den Status von Bürgern (Bürgern, Dorfgenossen, Tal- oder Landleuten). Aber das jetzt geltende Heimatrecht geht auf armenpolizeiliche Massnahmen der bernischen Regierung im 17. Jahrhundert zurück. Es ging vor allem darum, das nicht sesshafte, umherschweifende Bettelvolk sesshaft zu machen; es galt aber auch, die wohl sesshaften, aber nicht grundbesitzenden Handwerker und Tauner im Falle der Verarmung zu schützen. Also wurde in der «Bettler-Ordnung» von 1676 festgelegt, dass jedermann da, wo er sich im Augenblick (d.h. 1676) befindet, unterstützungsberechtigt sei. Damit war eigentlich das Prinzip der wohnörtlichen Armenpflege, wie es heute selbstverständlich ist, statuiert; die Bestimmung wirkte sich aber anders aus: wer nun den Wohnort änderte, musste sich darüber ausweisen, dass ihn bei Verarmung die bisherige Wohnsitzgemeinde aufnehmen und unterstützen werde. Dieser Ausweis wurde Heimatschein genannt. Damit war der Grundsatz der wohnörtlichen Fürsorge in sein Gegenteil verkehrt: zuständig war nun die Gemeinde, die den

Heimatschein ausgestellt hatte. Aus der «Wohnsitzgemeinde» von 1676 war nun die «Heimatgemeinde» geworden.

Nicht alles lief damals nach Wunsch – es blieben Leute übrig, und es gab deren nachher auch wieder, die keinen Heimatort hatten. Und da die Gemeinden nun wirklich nicht mehr gezwungen werden konnten, diese «Heimatlosen» anzunehmen, wurde die Kategorie der Landsassen geschaffen. Es waren bernische Staatsbürger ohne lokales Heimatrecht. Der Staat organisierte eine eigene Landsassenfürsorge, und bei Verarmung waren daher die Landsassen nicht schlechter gestellt als Arme mit Gemeindebürgerecht. Aber eine gewisse soziale Diskriminierung war mit dem Landsassendasein schon verbunden; von den lokalen politischen Ämtern waren Landsassen praktisch ausgeschlossen. Der Status der Landsassen war unbefriedigend – und daneben gab es noch «echte» Heimatlose – also Leute, die nicht einmal Landsassen waren: Kantonsfremde oder Ausländer, die aus irgend einem Grunde nicht heimkehren konnten, politische Flüchtlinge, «Zigeuner» (eigentlich weniger echte Zigeuner als Fahrende des eigenen Volkes), und endlich die Juden. Ihnen lokale Bürgerrechte zu verschaffen, scheiterte immer wieder am Widerstand der Gemeinden. Erst nach der Schaffung des schweizerischen Bundesstaates (1848) konnten die Kantone zu den selbstverständlichen Massnahmen gezwungen werden. Im Kanton Bern mussten zum Schluss tausende von neuen Bürgern den Gemeinden zugeteilt werden – keine der Gemeinden verlumpte deswegen! Allerdings hatte das bernische Armengesetz von 1857 – Karl Schenk war sein Schöpfer – das Prinzip der wohnörtlichen Armenpflege (wiederum, aber diesmal wirksam) aufgestellt. Die neuen Heimatgemeinden hatten also mit keiner Überschwemmung von Armen zu rechnen. Die Aktion «Jeder Schweizer hat ein Gemeindebürgerecht» war in unserem Kanton um 1860 abgeschlossen.

Die Familienforschung

(Akten und Quellen, und ihre Standorte)

Den Ausgangspunkt bildet das *Familienbüchlein*. Ein Schüler wird daraus nicht nur Zeit und Ort seiner eigenen Geburt, sondern auch die Geburtsdaten seiner Eltern erfahren. Der Heimatort ist ersichtlich, ebenfalls der ehemalige der Mutter. Die Namen der Grosseltern sind auch aufgeführt.

Das Familienbüchlein ist eigentlich die Zusammenfassung verschiedener Dokumente, die sich in Einzelanfertigung im

Familienarchiv befinden: Geburtsscheine, Ehescheine und Heimatscheine. Das Familienarchiv – man nehme diesen Namen ernst, auch wenn er nur ein Schublädli bezeichnet – wird im günstigen Fall weitere Papiere enthalten: die Dienstbüchlein von Vater und Grossvater, alte Taufscheine usw. Mit all diesen Dokumenten und mit dem, was die Eltern noch an Tradition mündlich weitergeben können, wird meistens ein Überblick bis zur Urgrosseltern-Generation eines Schülers möglich sein.

Will man weiter in der Vergangenheit forschen, muss das *Zivilstandsamts des Heimatortes* aufgesucht werden. Man beachte: die Auskünfte der Zivilstandsämter sind gebührenpflichtig! Und ein Zivilstandsbeamter ist keineswegs verpflichtet, Familienforschungen auszuführen. Soweit die modernen Aufzeichnungen (die Bürgerregister) zurückführen – sie wurden vor gut 100 Jahren eingerichtet, enthalten aber «Anschlusswerte» bis ca. 1830 zurück – wird ein Zivilstandsamts die Auszüge machen können. Die älteren Dokumente, nämlich die kirchlichen Tauf-, Ehe- und Totenrödel befinden sich in unserem Kanton auch auf den Zivilstandsämtern. Die Forschung in diesen Büchern kann den Zivilstandsbeamten und ihren Angestellten nicht zugemutet werden; es muss ein Berufsgenealoge mit der Nachschau beauftragt werden – keine billige Sache! Wer unbedingt selber forschen will, muss bei der Polizeidirektion des Kantons Bern eine schriftliche Bewilligung einholen. Diese wird nicht ohne weiteres und an jedermann verabreicht.

Was liegt im bernischen Staatsarchiv für die Familienforschung? Eigentlich nicht viel. Wer die Forschung im engeren Sinne gemacht hat, wird im Staatsarchiv Ergänzungen finden. Das gilt vor allem dann, wenn Vorfahren in irgend einer Weise aus der Masse der Normalbürger herausragen, sei es im Guten oder im Bösen.

Es ist aber mit der Familienforschung so eine Sache: man sollte sie nicht tierisch ernst betreiben. Es ist meistens lustiger und belehrender, sich mit dem *Heimatort* zu beschäftigen. Er ist, wie gesagt, aus dem Familienbüchlein ersichtlich; doch sollte man das «Familiennamenbuch der Schweiz» (1968) in einer Bibliothek konsultieren.

Darin sind alle Familiennamen aufgeführt und zu jedem Namen der Heimatort oder die Heimatorte. Die beigefügten Buchstaben geben an, seit wann das Heimatrecht besteht – natürlich nur summarisch, da man das gerade bei alteingesessenen Familien nicht sagen kann.

Es bedeuten also:

- a: Heimatrecht vor 1800 bestehend
- b: Heimatrecht im 19. Jahrhundert erworben
- c: Heimatrecht erworben nach 1900

Wenn bekannt, ist bei Burgerrechtsvererbungen die genaue Jahreszahl angegeben und die Herkunft der Familie, eventuell der frühere Heimatort oder das Ursprungland.

Leider fehlt das Gegenstück zum Familiennamenbuch, nämlich ein «Heimatortebuch», d.h. ein Verzeichnis der Gemeinden mit ihren heimatberechtigten Familien.

Die Deutung der Familiennamen

Es gibt drei Kategorien von Familiennamen, deren Deutung verhältnismässig leicht und unverfänglich ist:

- a) Von *Vorname* abgeleitete Familiennamen, z.B. von Jakob: Jakob, Jaggi, Jacky, Joggi, Kobi, Kobel usw.
- b) Vom *Beruf* abgeleitete Familiennamen, z.B. Gerber, Pfister (Pistorius = Bäcker), Schwertfeger, Weissmüller usw.
- c) Vom *Wohn- oder Herkunftsname* abgeleitete Familiennamen, z.B. Abplanalp, Fankhauser, Frutiger, Hasler, Zürcher usw.

... und dann fangen die Schwierigkeiten an. Es gibt eine grosse Gruppe von Namen, die eigentlich Übernamencharakter haben: Läng, Schwarz, Arm. Aber die naheliegendste Deutung ist manchmal auch irreführend. Oft auch empfinden es gerade Kinder als ehrenrührig, wenn man ihren vielleicht unattraktiven Namen analysiert. Der Rat lautet hier: Wenn die Deutung nicht geradezu auf der Hand liegt, soll man sich bescheiden. – Man könnte einen Etymologen beziehen; wer aber je mit Sprachforschern zu tun hatte, weiss, wie vorsichtig gerade sie mit Deutungen sind. Besser ist es, sein Nichtwissen einzugeben als irgend einen Mitmenschen mit einer hanebüchenen Namensdeutung (selbst wenn sie richtig wäre) zu verletzen.

Von den Familienwappen

Das Staatsarchiv besitzt eine Sammlung von mehreren tausend Familienwappen. Man gibt diese Wappen an Interessenten heraus.

Man bittet zu beachten:

1. Die Sammlung ist unvollständig. Es ist nicht so, dass jede Familie automatisch ein Wappen hat. Familien ohne Wappen sind nicht minderen Ranges.

2. Familienwappen haben rein privaten Charakter. Es gibt also keine öffentliche Registrierung, keine amtliche Anerkennung und somit auch keinen gesetzlichen Schutz der Familienwappen. (Firmenmarken und Ursprungszeichen sind rechtlich geschützt, und wenn jemand sein Familienwappen zum Firmenzeichen macht, geniesst dieses den Schutz der Gesetze – es ist aber damit kein Familienwappen mehr.)

3. Jeder kann sich sein eigenes Wappen basteln. Wir empfehlen, dabei zweierlei zu beachten: Man soll kein bestehendes Wappen einer andern Familie (vielleicht gleichen Namens, aber anderen Heimatortes) übernehmen. – Man soll sich an die allgemeinen Regeln der Heraldik halten.

4. Aus Obigem ergibt sich: Die Begriffe «echt» und «falsch» in bezug auf Familienwappen sind unangebracht.

5. Wer sich von einem Händler oder Heraldiker ein Wappen verkaufen lässt, soll von keinem Archiv eine «Bestätigung» oder «Anerkennung» verlangen. Allenfalls soll der Lieferant sagen, wo er das Wappen her hat. «Aus einem alten Buch», «vom Staatsarchiv erhalten», «vom Kaiser verliehen» usw. sind keine Quellenangaben!

6. Einzelne Schüler, Lehrer oder Schulklassen, die Wappen vom Staatsarchiv verlangen, müssen diese genau nach Tarif bezahlen. (Fr. 5.– pro Wappen, das abgeholt wird + Fr. –.30 pro Fotokopie; Fr. 30.– bis Fr. 50.– pro Wappen, bei schriftlicher Bestellung, wobei nur gegen Nachnahme geliefert wird.)

7. Familiengeschichte betrachten wir als eine gute Einstiegsmöglichkeit zur Orts-, Regional-, Schweizer- oder Weltgeschichte. Die Familienheraldik dagegen hat meistens nichts zu tun mit ernsthafter historischer Bemühung. Wir empfehlen der Lehrerschaft, die Familienwappen nicht in das Schulpensum aufzunehmen.

Literatur

Karl Geiser: Geschichte des Armenwesens im Kanton Bern (Bern 1894)

(Eidg. Statist. Amt): Familiennamenbuch der Schweiz (2. Aufl., 5 Bde., Polygraphischer Verlag AG Zürich, 1968/1971)

Hans Sommer: Kleine Namenkunde (Verlag Paul Haupt Bern, 1944)

Christian Lerch: Das Wappen auf dem Lande (Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Hefte 2 und 4, 1939)

Schulerfahrungen eines bernischen Schülers um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Aus den Lebenserinnerungen von Johann Jakob Steiger 1843–1931

Vorbemerkung

Mein Grossvater, Seminarlehrer Johann Jakob Steiger, wurde 1843 im bernischen Kirchberg als Sohn des dort stationierten Landjägers Joh. Ulr. Steiger geboren. Die Steiger waren Bürger von Bleienbach, wo ihre Vorfahren unter oft schwierigen Verhältnissen Landwirtschaft betrieben hatten. Des Bübleins Mutter, Anna Maria, geb. Leuenberger, war Tochter eines in Rohrbachgraben beheimateten Uhrmachers.

1867 liess sich Jakob Steiger als Lehrer in Bern nieder, erwarb später das Bürgerrecht dieser Stadt und starb daselbst im Jahre 1931, 13 Jahre nach seiner Ehefrau. – Als 76jähriger begann der wegen seiner Schwerhörigkeit längst Pensionierte, unter dem Titel «Etwas aus meinem Leben», für seine Kinder, d.h. für eine Pfarrfrau, einen Arzt und einen Progymnasiallehrer, Erinnerungen aufzuschreiben. Das Manuskript umfasst 160 Heftseiten. Zeitlich reichen die Aufzeichnungen bis 1870, d.h. bis zur Berufung Steigers an die private «Neue Mädchenschule» in Bern, wo er Oberstufen- und Seminarlehrer, bald auch Schulkassier wurde. Zwei Jahre zuvor hatte er die Lehrerin Rosalie Schoch geheiratet. Ihr Vater, damals Gärtner auf dem herrschaftlichen Raingut in Bern, war als Bub in einem Hungerjahr aus dem Kanton Zürich in den Kanton Bern eingewandert.

Für die Publikation im vorliegenden Heft der «Schulpraxis» hat ihr Redaktor einige Abschnitte aus Steigers Erinnerungen ausgewählt, die ihm als Schulerfahrungen im 19. Jahrhundert lesenswert schienen. Was der junge Jakob vom Schuleintritt in Schwarzenburg bis zur Konfirmation in Brienz in immer wieder neuen Ortschaften, Wohnverhältnissen und Schulklassen, insbesondere als lernbegieriger Schüler verschiedenster Lehrer, erlebte, und wie alle diese Umstände und Vorkommnisse auf das heranwachsende Schulkind einwirkten, ist in dieser Rückschau eindrücklich dargestellt. Selbst bei der thematisch be-

schränkten Auswahl der Stücke erfährt der Leser nebenbei manches über die Verhältnisse, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hierzulande herrschten.

Nach Abschluss der Schulzeit in Brienz folgten für Jakob Steiger schlimme Jahre. Wegen ihrer misslichen materiellen Lage schickten ihn die Eltern nicht ins Seminar, sondern in eine Schnitzlerwerkstätte, wo er bald eine schwere Verletzung erlitt und die Lehre abbrechen musste. Die Mutter hatte zur Aufbesserung des Einkommens, aber ohne Erfahrung und mit negativem Ergebnis, einen Lebensmittelladen eröffnet. Jakob, als ältestes der vier Kinder, half ihr, wo er konnte, leider über seine Kräfte. Er zog sich einen Leistenbruch und bei einem Holztransport den Bruch eines Schulterblattes zu; ein Arzt wurde nicht beigezogen. Erst im Herbst 1861 trat, wenigstens für den 18jährigen Jakob, die entscheidende Wende zum Guten ein. Der Vater, damals in Röthenbach stationiert, war aus dem Landjägerkorps ausgetreten und zur Familie zurückgekehrt. Jakob wurde, auf Gesuch und Empfehlung hin, sofort und ohne Aufnahmeprüfung, ins Privatseminar der Herren von Lerber und Gerber in Bern (später Seminar auf dem Muristalden) aufgenommen. Im April 1865 wurde er in Münchenbuchsee geprüft und patentiert. Nach einem Monat begann seine 42jährige Lehrerlaufbahn. Er wurde begeisterter und glücklicher Lehrer der gemischten Schule in Schwanden bei Brienz mit ihren 70 Kindern, bald auch Gemeinderats- und Gemeindeschreiber, Sekretär der Steuerkommission, «Geometer» und Redaktor des Nutzungsreglements bei der von der Berner Regierung befohlenen Verteilung der Allmend auf sämtliche Bürger. Er gründete und leitete einen Chor und ein Gesangsquartett und betätigte sich schliesslich erfolgreich als Mitarbeiter des Bannwärts bei der Aufforstung der Hänge, wofür die beiden Männer 1866 mit silbernen Ehrenmedaillen ausgezeichnet wurden. Daneben begann er als

Autodidakt Latein zu lernen, was er später in Bern weiter pflegte und durch die Anfangsgründe des Griechischen und ein beachtliches Quantum Mathematik ergänzte. Nach zwei glücklichen Jahren in Schwanden wurde Steiger an die «Lerberschule» in Bern berufen. 1870 erfolgte, wie bereits erwähnt, die Wahl an die «Neue Mädchenschule», wo übrigens auch Jakob Steigers Frau während einiger Jahre als Lehrerin tätig war. Später und bis 1903 war sie Vorsteherin einer eigenen Privatschule. Ihr Mann trat 1907 ebenfalls vom Schuldienst, aber erst 1921 vom Amt des Schulkassiers zurück. Er habe in seinem Leben, wie er selber abschätzte, «reichlich 40 000 Schulaufsätze korrigiert». Er verfasste eine Stilistik, eine Grammatik und von 1887 bis 1893 einen dreibändigen Führer zum damaligen bernischen Oberklassen-Lesebuch, worin typischerweise über 100 Seiten der Behandlung von Schillers «Lied von der Glocke» gewidmet sind. – Jakob Steiger wohnte während 58 Jahren, wovon 7 Jahre als Hauseigentümer, im sogenannten «Pförtnerhaus» – wir sagten «im Obstberg» – am Alten Aargauerstalden über dem Bärengraben. Während des ersten Weltkrieges war ihm kein Geschenk willkommener, als eine Flasche Petrol für die Tischlampe. Ein Höhepunkt im Leben des Lehrer-Ehepaars war die Feier der Goldenen Hochzeit im Kreise der grossen und geistig regen Familie mit den vielen Enkelkindern.

Franz Steiger

Das Landjägerkommando in Bern hielt am Grundsatz fest, es sei besser, wenn seine Angestellten nirgends zu fest anwachsen. Darum durften nur Günstlinge der Offiziere länger als drei Jahre am gleichen Ort bleiben, während jeder andere, der nicht lieb Kind war, nach jedem teuren Umzug schon beim Auspacken wieder ans Einpacken denken musste und es kaum der Mühe wert fand, sich wohnlich einzurichten. Von Kirch-

berg über Schwarzenegg kam der Landjäger Steiger nach Schwarzenburg, seine dritte Station.

Während der wenigen Jahre in Schwarzenburg musste die Familie zweimal umziehen. Die dritte Wohnung bestand aus zwei freundlichen Zimmern im ersten Stock eines Neubaus.

Erster Schulgang in Schwarzenburg

Aus diesem Haus tat ich auch meinen ersten Schulgang, ohne zu ahnen, dass ihrer so viele werden sollten. Meine Lehrerin liebte ich leidenschaftlich; ich umschlich, so oft ich konnte, zwischen den Schulstunden ihr Haus, nur um sie zu erspähen, was mir oft gelang, denn sie wusste es und war mir auch gewogen, weil ich ein folgsamer und fleissiger Schüler war und fliessend lesen konnte, bevor ich zur Schule ging. Aber den Namen dieser meiner ersten Geliebten unter den vielen werdenden und wirklichen Lehrerinnen habe ich vergessen und kann ihn trotz allen Nachsinnens nicht mehr aus dem Schutt hervorgraben.

Von früher Jugend an bis ins Unterrichtsalter trug ich auf der Gasse und in der Schule vornehm schwarzes Gewand; denn es wurde regelmässig aus des Vaters abgelegten, immer noch soliden Uniformstücken geschnitten. Aber in Schwarzenburg fand mich einmal ein Sonntag in blendend weissen Hosen. Ich war davon so bezaubert, dass ich gesenkten Hauptes sie unverwandt anstarrte und des Weges nicht achtete. Auf einem sehr ungehobelten Holzbrücklein stolperte ich und riss im Fallen richtig ein grosses Loch in die weisse Herrlichkeit. Sie war für immer unbrauchbar und liess schon dem Sechsjährigen den Eindruck zurück, dass die Freuden von kurzer Dauer sind.

Bern

Beim innern Bollwerk beginnen die Lauben der Aarbergergasse. Die dritte Haustüre auf der Schattseite und eine Treppe führen in die einzimmerige Wohnung. Dem Vater diente die Hauptwache als Tag- und Nachtquartier. In der Wohnung erschien er selten und nur auf Augenblicke; ich sah ihn nie mehr anders als in Uniform. Kein Wunder, dass er mir bald wie ein Fremder vorkam.

Zur Schule wurde ich erst geschickt, als meine Eltern amtlich dazu aufgefordert wurden. Das Schulhaus stand in der nahen Neuengasse. Mein Lehrer – er hieß Herr Bracher – hatte nicht die mindeste Ähnlichkeit mit meiner angebeten Lehrgotte in Schwarzenburg und konnte

seine Klasse nur durch barbarische Grausamkeit im Zaume halten. Mein Schulbanknachbar Fasler, der im «Salzbüchsl» daheim war, bekam, weil er geschwatzt hatte, auf jede der anschwellenden Hände drei wuchtige Hiebe mit dem Meerrohr. Der Anblick des sich vor Schmerz windenden Kameraden machte mich weinen, und es ist ein Wunder, dass ich nicht der gleichen Strafe verfiel. Vom Unterricht ist mir nicht das geringste erinnerlich; die Furcht vor dem finstern Manne ist das einzige, was mir aus jener Schulzeit geblieben ist. Hätte ich geahnt, dass im Nebengebäude meine zukünftige Frau, Rosalie Schoch, als Schülerin ein- und ausging, so hätte es mir in der Neuengassschule besser gefallen.

Es war hohe Zeit, dass wir wieder aufs Land hinauskamen, wenn wir nicht alle leiblich und geistig im Stadtelend zu grunde gehen sollten. Der sehnstüchtig erwartete Marschbefehl lautete nach Wattenwyl im Amte Seftigen.

Die Schule in Wattenwyl

In dem schon damals grossen Dorfe Wattenwyl gab es nur 2, allerdings stark überfüllte Schulklassen, die Unterschule und die Oberschule. Jede Klasse stand unter einem Lehrer, denn die Lehrerinnen waren damals noch nicht Mode. Jakob hatte in Bern bei einem sehr strengen Lehrer viel gelernt und galt für sein Alter als recht geschickt. Da er erst 9 Jahre alt war, so gehörte er in W. in die Unterschule. Der Lehrer, in jüngern Jahren Oberlehrer, war mit den Jahren in die Unterschule befördert worden. Er trug eine grosse Brille; im übrigen sah er unter dem vollen, grauen Lockenhaar recht freundlich aus. Am ersten Schulhalbtage stellte er mit Jakob ein kleines Examen an, um ihn in der rechten Abteilung unterzubringen. Zuerst kam das Lesen an die Reihe. Das ging ganz ordentlich, ob es dabei dem Jakob auch schwül zumute war. Denn er sprach die Wörter so aus, wie er gelernt hatte, und da er auch noch anders betonte, als man's in Wattenwyl gewohnt war, so pfupften die Buben und Mädchen ohne Aufhören und nur der Stock in des Lehrers Hand hielt sie davon ab, in lautes Lachen auszubrechen. – Das Lesen geht, sprach der Lehrer, und nun schrieb er auf Jakobs Schiefertafel einige Rechnungsexempel mit kleinen und grossen ganzen Zahlen. Nach einiger Zeit waren sie alle, sogar die Division mit mehrstelligem Divisor richtig gelöst. Des Lehrers Augen schauten durch die Brillengläser den Jakob so eigentümlich an, und als er dann den Ausspruch tat: «Ich kann Dich allweg (d.h. jedenfalls) nicht brauchen», da erschrak Jakob so

sehr, dass er eine weitere mündliche Prüfung schlecht würde bestanden haben. Der Lehrer aber sprach: Fürchte Dich nicht, sondern schreibe mit, was ich den andern diktire. Jakob schrieb, so schön er konnte, und als der Lehrer die volle Seite durchgesehen, sprach er freundlich: Du schreibst recht schön und machst keine Fehler; Du gehörst in die Oberschule. Bähler wird kurios drein schauen, wenn er einen neunjährigen Schüler bekommt. – In der Freistunde führte dann der liebe Alte den zaghaften Jungen ins obere Schulzimmer; dem Jakob tat es ordentlich leid, dass er nicht unten bleiben konnte, und als er dem Oberlehrer mit dem sonderbaren Zunamen «Steinmätteler» ins harte Gesicht geschaut hatte und sich mitten unter viel grössern Knaben und Mädchen sah, da war der gute Mut, mit dem er am Morgen zum Schulhaus getracht, völlig dahin. Er sollte auch nicht bald wiederkommen, nämlich der Mut. Jakobs Eltern waren freilich nicht wenig stolz auf ihren geschickten Jungen, der mit Unterrichtskindern auf der gleichen Schulbank sitze; Jakob aber brachte es nie so weit, dass er auch nur gern zur Schule ging. Seiner Kleinheit wegen wurde er ohne Examen in die unterste Klasse eingereiht, und mit dieser trieb er nun jahrein jahraus Dinge, die er längst kannte, nur mit dem Erfolg, dass er am Ende eines Schuljahres weniger schön schrieb, weniger gut las und weniger sicher rechnete als am Anfang. Dafür aber lernte er manche Untugend, die er vorher verabscheut hatte und eigentlich noch immer verabscheute; aber er fürchtete die Püffe und andere Zudringlichkeiten der Kameraden mehr als die Schläge, die der Lehrer mit einem grossen vierkantigen Lineal den Köpfen der Schüler angedeihen liess. – Zu den Schülern, die sich der besondern Gunst des Steinmättelers rührten, gehörten die beiden Stieffinder des Wirts, Johann und Marianna Simon. Diese beiden waren in Jakobs Augen die beneidenswertesten aller Menschenkinder. Reichtum, ein bequemes Heim und Beliebtheit bei den Mitmenschen galten dem Jakob, der von alledem nichts besass, als die höchsten Erdengüter.

Im Sommer gabs lange Ferien, und während der Schulzeit gingen nur wenig Kinder wirklich zur Schule, und der Unterricht war, weil ja nur wenige Schüler daran teilnahmen, noch elender als im Winter. Jakob war einer der wenigen Knaben, welche die Schule regelmässig besuchten. Ihn begleitete zuweilen des Sagers Uli aus einem der Nachbarhäuser. An einem gar schönen Sommermorgen

waren sie beide unterwegs nach dem Schulhaus. Da entspann sich folgendes Gespräch: Hör, Jakob, es ist heute so schön Wetter, dass ich gar nicht in die Schule mag. Ich ginge lieber an den Rain hinauf zu unserm Scheuerlein. Kommst Du mit? – Ich darf nicht. Was würden Vater und Mutter sagen, wenn sies vernähmen? Und der Steinmätteler? – Der vernimmts nicht, und daheim brauchst Du es nicht zu sagen. Lernen tun wir doch nichts und es geht so lange bis um 11 Uhr. Wenn Du mitkommst, gebe ich Dir dieses Helgeli. Schau, ist es nicht ein schönes?

Jakob kämpfte einen schweren Kampf. Das Gewissen sagte nein, das schöne Wetter und die Abneigung gegen den Schulmeister sagten ja. Auch fehlte dem Jakob gegenüber dem grössern Schulkameraden der Mut zum Widerstand. Er probierte es also mit einer List.

«Wenn nicht mehr als 5 Schüler in der Schule sind, so komme ich mit Dir an den Rain. Wir können durchs Schlüsselloch gucken.» Sie schlichen sich durch eine Hintertür ins Schulhaus und ein Blick durchs Schlüsselloch überzeugte sie, dass der Lehrer es nur mit 3 Kindern zu tun habe. Jakob war sehr niedergeschlagen, denn nun musste er tun, was er verabscheute: die Schule «verschleiken»! Der Vormittag verlief unter viel Gewissensbissen und wenig Freude. Jakobs ganzer Lohn bestand in dem versprochenen Helgeli. Er hielt es daheim sorgfältig verborgen, bis er durch eine Beichte sich von der Schuld befreit hatte. Die Mutter befahl ihm, es dem Uli wiederzubringen. Jakob tat's, aber ungern. Die Lust, die Schule zu schwänzen, war ihm für immer vergangen.

Später war die Familie Steiger daran, sich wieder für einen Winter einzurichten, und niemand dachte an einen Wechsel. Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel vom Polizeikommando in Bern der Bericht, der Landjäger Steiger sei auf Anfang des nächsten Monats als Gefangenewärter nach Meiringen versetzt. Meiringen, das liegt ja im Oberland! Und vor dem Oberland fürchteten sich Vater und Mutter fast wie vor der Hölle...

Privatschule in Meiringen

Lehrer Glatz

In meinem ganzen Leben hat mich nichts so rein und voll beglückt, wie die Schule, die ich in Meiringen besuchen durfte. Wie schon berichtet, fand unsere Übersiedlung ins Hasliland im November statt, wo überall die Winterschule schon begonnen hatte. In Meiringen gab es damals nur überfüllte Primarschulklassen.

Als erst 10jähriger Junge gehörte ich in eine Unterkasse. Wie es ging, weiss ich nicht mehr, aber es kam uns zu Ohren, dass im Hause des Amtsschreibers Raz von einem Basler Lehrer, Herrn Wilhelm Glatz, grosse und kleine Knaben und Mädchen jedes schulpflichtigen Alters privatim unterrichtet würden. Alle 50 Schüler zusammen stellten das dar, was man jetzt eine gemischte Schule nennt. Der Lehrer galt nicht nur als ein frommer Mann; es hiess von ihm, er sei wunderbar geschickt im Unterrichten, so dass man bei ihm nicht nur viel lerne, sondern ihn «gern haben» müsse. Das Schulgeld war mässig, fr 9 im Vierteljahr, und so wurde ich ein Schüler des Herrn Glatz. Die ältesten und geschicktesten Schüler und Schülerinnen trieben sehr gelehrte Fächer, z.B. Französisch, und machten schwere Aufsätze, z.B. über das Thema: Kommt Zeit, kommt Rat. Da der Platz im Schulzimmer sehr beschränkt war, kam ich neben «Pfarrers Albert» zu sitzen, der auf den breiten Rand seines Heftes geometrische Figuren zeichnete. – Hier lernte ich mit den andern jüngern auch die französische Schrift. Sobald ich das kleine und grosse Alphabet los hatte, schrieb ich zu Hause auf einen Zettel «Guillaume Glatz», versah die Rückseite mit zwei Oblaten und klebte die Firma beim nächsten Schulgang an einen Türpfosten. Der Lehrer riss den Zettel ab und stellte in der Klasse ein Verhör an, wer die Dummheit begangen habe. Mir wurde fürchterlich angst aber ich meldete mich nicht. Herr Glatz fragte nun, bei den Grossen anfangend, ein Kind nach dem andern: Hast Dus geschrieben? und als nach den vielen «Nein» die Frage auch an mich gestellt wurde, sagte ich kleinlaut Ja! Der Lehrer schüttelte mich tüchtig bei den Haaren, nicht weil ich den Zettel geschrieben und angeklebt, sondern weil ich's nicht gleich von Anfang bekannt habe. – Einmal brachte der Lehrer einen Jugendfreund in die Schule, der aber nur wenige Augenblicke da blieb. Als er fort war, sagte Herr Glatz, sein Freund verstehe und spreche sieben Sprachen, was uns allen ganz ungeheuerlich vorkam. Wenn ein anderer es uns gesagt hätte, wir hätten es nicht geglaubt. Es gab überhaupt in dieser Schule manches, was mich in Erstaunen setzte. Der Lehrer bediente sich beim Gesangsunterricht der Geige! Bis jetzt kannte ich die Geige nur als ein Instrument zur Tanzmusik, und weil der Tanz samt allem, was damit zusammenhing, in meiner Vorstellung zum Bösen, Unsittlichen gehörte, so konnte ich die Geige und Herrn Glatz nicht zusammenreimen. Auch meine Eltern hielten die Geige in der Schule für anstössig, und nur

der sonst untadelhafte Wandel des Herrn Glatz vermochte uns nach und nach mit dem leichtsinnigen Instrument auszusöhnen.

Die Vermehrung der Schüler nötigte zum Umzug. Man fand ein zwar sehr niedriges, aber weites Zimmer mit genügendem Licht im 1. Stockwerk eines Bäckerhauses, ziemlich mitten im Dorfe. Ausser dem Ofen hatte es noch eine andere Wärmequelle, die leider auch im Sommer nicht versiegte, nämlich das Kamin aus dem Backofen, der täglich mehr als einmal geheizt wurde. – In diesem Schulzimmer scheint die Schulzucht dem Lehrer viel Mühe gemacht zu haben. Er machte alle Bankobersten zu Aufsehern; für jedes Wörtchen, das dem Mund eines Schülers entslüpfte, wurde er verklagt, und ein Schlag auf die Hand mit dem Meerrohr war die gelindeste Strafe für unbefugtes Reden. Hier erhielt ich die einzige Strafe meiner zehnjährigen Schulzeit, weil ich bei einem ungewohnten Gassenlärm dem Nachbar zugeflüstert hatte: «Los!» – Hier lernten wir, mit «Fahre fort, fahre fort» beginnend, die ersten Choräle aus den Probeheften zum neuen Kirchengesangbuch, das dann bis in die Achtzigerjahre im reformierten bernischen Gottesdienste ausschliesslich gebraucht wurde und dessen 266 Psalmen und Lieder mit ihrem erbaulichen Texte und ihren künstlerisch geplätteten Formen noch jetzt in tausenden von Gedächtnissen und Herzen festsitzen.

Herr Glatz, ein kleiner Mann von festem Körperbau, mit einem grossen Kopf, einem zwar nicht schönen, aber ausdrucksvollen Antlitz und dunklen, lebhaften Augen, war nicht nur im Schulzimmer ein zwar strenger, aber liebevoller und vor allem sehr geschickter Lehrer, sondern auf dem Schulweg seiner Schüler fröhlicher und anregender Gesellschafter. Er verstand es, sie in neuen Spielen zu unterrichten und sie dafür zu begeistern, und wir konnten uns nicht genug darüber verwundern, wie anmutig und schnell er springen konnte. Das Dorf Meiringen hat auch nicht nur wegen der erzieherischen Verdienste alle Ursache, diesen Basler in gutem Andenken zu bewahren; er verwandte viel Zeit und Kraft und seinen Einfluss bei Basler Freunden dazu, um der wenig bemittelten, teilweise recht armen Bevölkerung Verdienst zu verschaffen durch Einführung der Seidenweberei. Im Dorf und in der Umgebung, auch auf dem Hasleberg, wurden eine bedeutende Anzahl von Webstühlen in Tätigkeit gesetzt und im Doktorhaus eine Ferggerei errichtet. Daneben kamen, von Baslern geschickt,

von Zeit zu Zeit, namentlich im Winter, ganze Ladungen von Mais, Reis, die dann ganz im Stillen an die Bedürftigen verteilt wurden. Als Herr Glatz nach wenig Jahren eine Schule in seiner Vaterstadt übernahm, hörten diese Sendungen nicht etwa plötzlich auf; erst der zunehmende Fremdenverkehr und die aufblühende Holzschnitzerei machte diese wohltätigen Zuschüsse mit der Zeit weniger unentbehrlich.

Schlimme Zeit für die Privatschule

Mit Herrn Glatz' Umzug kam eine schlimme Zeit für die Meiringer Privatschule. Ein passender Nachfolger liess sich nicht sogleich finden und die Schüler verließen sich. Ein kleiner Rest derselben sammelte sich um einen Herrn Maurer, der des Arztes Knaben in dessen Hause unterrichtete und dem es gestattet war, auch andere Knaben an seinen Stunden teilnehmen zu lassen. Aus dieser Zeit sind mir nur wenige Erinnerungen geblieben. Einmal brachte der Lehrer einen Quadratfuss aus Carton in die Schule, den er in 100 Quadratzoll eingeteilt hatte, und der mir für mein ganzes Leben die Flächenmasse anschaulich mache. – An ein anderes Ereignis denke ich nur ungern zurück. Während einer Pause sah ich aus einem offenen Gangfenster hinunter auf die Hühnerschar, die beim Doktorhaus spazieren ging. Auf dem Fenstersims lagen Stücke abgefallenen Mörtels. Ein Stück desselben, gross wie eine Haselnuss, warf ich unter die Hühner und traf eines auf den Kopf; das Huhn fiel um und war tot! Da niemand mich zur Rede stellte, muss ich annehmen, dass mein Hühnermord ungesehen verübt worden ist.

Eine Zeit lang fand die wieder anwachsende Privatschule ein Unterkommen in einem ungebrauchten Schulhaus auf dem Rossmarkt. Der hier amtierende Lehrer hieß Herr Ringgenberg, von dessen kurzer Wirksamkeit in Meiringen wenig Spuren zurückgeblieben sind. Den Religionsunterricht erteilte in 2 wöchentlichen Nachmittagsstunden Herr Pfarrer Immer. Ob die Stunden zu wenig anregend waren, oder ob ich zu faul war – ich schlief regelmässig dabei ein, und der Herr Pfarrer war vernünftig genug, mich bis zum Ende der Stunde schlafen zu lassen. Der geräuschvolle Aufstand bei seinem Weggehen weckte mich dann von selber.

Lehrer Wenger: ein Vorbild

Dem Provisorium machte die Berufung des Herrn Samuel Wenger von Ueten-dorf ein Ende. Er genoss den Ruf eines

ganz vorzüglichen Lehrers und rechtfertigte ihn so vollkommen, dass ich noch heute als bald 77jähriger Greis mich keines bessern Lehrers zu erinnern weiss, und doch habe ich manchen Musterlehrer gekannt und mehrere derselben selber zu geniessen bekommen. Auch habe ich während meines ganzen Lebens nur wenige Menschen so heiss geliebt und so hoch geschätzt, wie diesen Schulmeister von Gottes Gnaden. Ihm verdanke ich die schönsten Stunden meiner Jugendjahre, das meiste, was ich gründlich weiss und kann, einen nachhaltigen Lerntrieb und die Begeisterung für den Lehrerberuf. Noch weiss ich die Stelle, wo ich den Mann zum erstenmal sah, der so entscheidend auf mein damaliges und späteres Geschick eingewirkt hat. Auf dem Strassenstück zwischen dem «Zeughaus», d.h. dem Unterweisungslokal, und der Gartenpforte zum Pfarrhaus in Meiringen begegnete ich absichtlich dem Neuangekommenen, der in wenig Tagen die ca. 70 grossen und kleinen Kinder, Knaben und Mädchen, unter seine Flügel nehmen sollte. Ein bartloses, energisches, aber freundliches Gesicht, kurzgeschnittene, schwarze Haare unter der schwarzen Schirmkappe, eine feste, auffallend breitschultrige, mittelgrosse Gestalt in stets sauberem, braunen Kleid, eine Hand in der Hosentasche, so sah ich ihn seinem Kostorte zuschreiten.

Die Schule selbst fand ein besseres Unterkommen in einem abseits liegenden Hause hinten am Kilchberg, links der Strasse neben dem Friedhof. Auf dem gleichen Boden wohnte auch die Familie des Schuhmachers Fuhrer, welche den Abwärtsdienst übernahm, und in einem düstern Zimmer auf der Bergseite fand Herr Wenger Herberge, Wohn-, Arbeits-, Schlaf- und Besuchzimmer zugleich. Die Kost nahm er in einem hablichen Hause unten im Dorfe, beim schwerhörigen Krämer Neiger, dessen Liseli Herrn Wengers Schülerin werden sollte.

Nach kurzer Zeit hatte der neue Lehrer aus dem ihm übergebenen Material eine Musterschule geschaffen, in welcher jedem Kind und jeder der 10 Klassen der denkbar beste Unterricht zuteil wurde und die er mit berechtigtem Selbstgefühl dem Schulinspektor Herrn Lehner, seinem Seminarlehrer, vorführen durfte. Die während der Schulstunden und vor und nach denselben geleistete Arbeit des Lehrers zu beschreiben, ist unmöglich. Die Wandtafeln und die Monitoren, die er sich aus den besten Schülern erzog und denen er immer wohldurchdachte Aufgaben zuwies, geben Zeugnis davon, dass er vom Achtstundentag keine Ahnung hatte. – Nach 4 Uhr gab er einer

Anzahl von Knaben und Mädchen Unterricht im Französischen, wobei es sehr heimelig zuging; denn der Lehrer rauchte dazu seine lange Pfeife, die weit draussen auf dem Stubenboden stand. Zu gewissen Abendstunden wurde auch Englisch getrieben und wieder an andern Abenden lehrte er einen kleinen Chor ungebrochener Stimmen, den er sich aus erwachsenen Töchtern und aus seinen Schülern gesammelt hatte, eine Menge der schönsten Lieder.

In Meiringen waren bisher Schulsparzergänge wenig bekannt; Herr Wenger machte von diesem Bildungsmittel häufigen Gebrauch. Ziel dieser Nachmittagsausflüge war sehr oft die nächste Umgebung von Schloss Resti, zuweilen auch das Sandweidli mit den wunderbaren, in vorgeschichtlicher Zeit durch die Aare geschaffenen Schluchten, einmal auch das aussichtsreiche Zwirgi hoch über den Reichenbachfällen. Herr Wenger übte mit uns allerlei Spiele, die Knaben und Mädchen jung und alt gleicherweise ergötzten. Wir verehrten ihn, weil er sich wie in der Schule auch draussen als geschickter Mann erwies, und liebten ihn, weil wir so viel bei ihm lernten und weil jedes von uns in ihm einen zweiten Vater sah. Nur eine, Kronenwirts Adeline, war ihm gram, weil sie merkte, dass er ihre Falschheit durchschaute. Einmal kloppte sie an seine Türe, und als er öffnete, schaute sie ihm frech ins Gesicht und sagte mit höhnischem Lachen: «Heut ist der 1. April, da kann man die Narren sprengen, wohin man will.»

Was der Mann durchzusehen und zu korrigieren hatte, grenzt ans Aschgraue. Wegen der vielen Klassen musste er, während er eine mündlich unterrichtete, die übrigen, wenn sie nicht mit Monitoren versorgt waren, schriftlich beschäftigen, und alles, was sie schrieben, hielt er der Durchsicht und Verbesserung wert. Für den schulfreien Samstagnachmittag warteten hohe Türme schriftlicher Arbeiten auf den gewissenhaften Lehrer, und damit er nicht jedesmal bis Mitternacht arbeiten müsse, zog er sich einen Gehülfen heran, der jeden Samstag, den Gott werden liess, mit dem geliebten Lehrer um die Wette mit roter Tinte die Fehler der Mitschüler anstrich oder verbesserte. Diesen Gehülfen entdeckte er bald nach Amtsantritt in mir, weil meine eigenen Arbeiten in Deutsch und Französisch fehlerfrei waren, und weil ich ihm nicht nur für Orthographie, sondern auch für den Stil genügende Garantie bot, so vertraute er mir bald auch die Aufsätze meiner Klassengenossen zur Korrektur an. Meine Aufsätze korrigierte er selbst, und

was er mir dabei an mündlicher Belehrung über Inhalt und Darstellung bot, fand einen fruchtbaren Boden. Die Arbeit war's aber nicht allein, was den Schüler untrennbar an den Lehrer band; er liess mich merken, dass ich ihm nicht nur ein 14jähriger Schüler, sondern ein Freund sei und dass ich ihm manche Schwierigkeit seines Amtes erträglich mache. – Am meisten Mühe machten ihm die Söhne des Pfarrers, Karl und Albert. Pfarrer Immer war Herrn Wengers Unterricht gewesen und ihm verdankte der junge Lehrer die Berufung nach Meiringen. Darauf taten sich die Pfarrersöhne etwas zu gute und nahmen sich allerlei, nicht immer feine Freiheiten heraus. Karl, der bald Erwachsene, benahm sich in den abendlichen Gesangstunden namentlich den Töchtern gegenüber nicht immer mit dem wünschenswerten Anstand, und Herr Wenger hätte ihn am liebsten aus dem Verein ausgeschlossen, aber er musste, um den Pfarrer nicht zu beleidigen, auf eine Gelegenheit warten, die den Ausschluss weniger auffällig mache. Da traf sichs, dass Karl an einem Übungsabend fehlte, welchem auch ich wegen Unwohlsein fern bleiben musste. Herr Wenger war dieses Zusammentreffen willkommen, und er verhängte «wegen nachlässigen Besuchs der Übungen» über uns beide den sofortigen Ausschluss. Der Pfarrer hatte nun keinen Anlass, sich über Parteilichkeit zu beklagen, aber mein Schmerz war gross, und weil Herr Wenger sah, dass ich ihn nicht begriff, so machte er meinen Eltern einen Besuch, erklärte ihnen den Sachverhalt und fügte bei, er habe mich, als seinen besten Freund, zum Opfer aussehen müssen und unserer Liebe solle dadurch kein Eintrag geschehen. Wir fühlten uns wirklich noch fester an einander gekettet, und als an meinen Vater der Befehl erging, Meiringen zu räumen und nach Brienz zu zügeln, da ergriff mich Armen ein unnennbares Weh, und das Scheiden von Herrn Wenger schien mir bitterer als der Tod. – Zu Brienz besuchte uns Herr Wenger noch einmal. Da vernahmen wir, dass er nur meinetwegen so lange in Meiringen geblieben sei trotz mancher Berufung an bessere Stellen, und dass er jetzt einen Ruf nach Langnau angenommen habe.

Brienz: Ende der Schulzeit

Bereits in Meiringen hatten die Eltern den Entschluss gefasst, zur Verbesserung des Einkommens den Sommer über im Kurort Baden einen Handel mit Holzschnitzwaren zu betreiben. Zusammen mit der Mutter brachte ich drei Sommer dort zu. Meine 10jährige Schwester und

den 7jährigen Bruder liessen wir unter der Obhut des Vaters in Brienz zurück. Nach der Saison in Baden und der Herbstmesse in Zürich wurden die nicht verkauften Oberländerhäuschen, Salatbestecke, Nadelbüchsen etc. in Kisten verpackt und



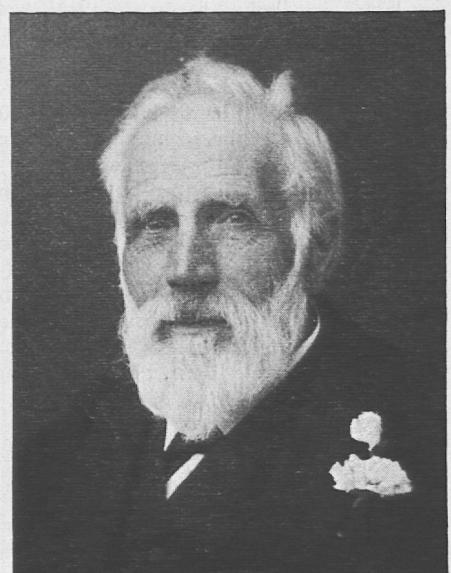
Die Brüder Johann Jakob (stehend) und Ferdinand Steiger um 1860

nach Brienz spiedert. Daheim besuchte ich die Winterschule und im letzten Jahr als Sechzehnjähriger die kirchliche Unterweisung, wo ich mich weit glücklicher fühlte als beim Handel, zu dem ich wohl den nötigen Fleiss, aber kein Geschick besass.

Den Holzwarenhandel mussten wir nun aufgeben. Er hatte, statt unsere Schulden zu tilgen, sie nur vermehrt, und wer hätte sich ihm widmen können? Die Mutter hatte zu Hause eine schwere Aufgabe zu lösen, und ich war noch schulpflichtig, verstand vom Handel so viel wie nichts und hatte nicht die geringste Neigung dazu, wohl aber zum Lehrerberuf, zu dem mir aber jeder Weg versperrt schien. Einstweilen war ich noch zum Besuch der Primaroberschule verpflichtet. Schon in der ersten Woche nach meinem Eintritt bedeutete der Lehrer dem Klassenobersten, Herrn Dr. Bühlers Sohn, dass er seinen Platz dem neuen Mitschüler abzutreten habe. Aber die mir zufallende Ehre beglückte mich weniger, als die Aussicht auf regelmässige Arbeit. Die langen Ferien in Baden hatten einen wahren Heissunger grossgezogen, wieder etwas zu lernen, das mich meinem Lebensziel näher bringen müsse, und ich stürzte mich mit Freuden in die neuen Schulpensen. Der Unterricht des eben aus dem Seminar geschlüpften Lehrers,

Andreas Willi vom Hasleberg, war zwar himmelweit von dem verschieden, was ich bisher von Unterricht gesehen hatte. Herr Willi konnte nicht, wie Herr Wenger, aus dem Vollen schöpfen, sondern klebte an seinen Seminarheften. Was Herr Seminardirektor und Deutschlehrer Morf seinen Schülern mündlich eingedrillt und dann noch diktiert hatte, war für Herrn Willi die einzige Quelle und die zwingende Norm seiner Sprachstunden. Darum mussten wir auch über ein einziges Lesestück, das er uns zuerst diktierte, nicht weniger als 28 Aufsätze machen und zwar nicht etwa selbständige, sondern Wort für Wort und Satz für Satz vorgekaute und eingebügte, so dass jede Abweichung als Fehler galt und als ein Besserwissenwollen scharf getadelt wurde. Und doch brachte es der Lehrer, der so sklavisch nach der Schablone sein geisterentwickelndes Werk trieb, in späteren Jahren zum bernischen Regierungsrat!

Fruchtbarer als der Schulunterricht erwies sich die kirchliche Unterweisung durch den sehr alten, ehrwürdigen Herrn Pfarrer Körber. Das Lehrmittel war der Heidelberger Katechismus, den ich von A-Z auswendig wusste, und die Auslegung durch den Unterweiser stimmte mit dem überein, was Herr Wenger, der



Johann Jakob Steiger-Schoch, 1843–1931. Aufnahme anlässlich der Goldenen Hochzeit, Mitte April 1918

die Briefe des Paulus mit uns durchgenommen, seinen Schülern beigebracht hatte. Auf Ostern 1859 wurde ich konfirmiert, und zu meinem nicht kleinen Leid musste ich nun auch der Schule Lebewohl sagen.

Faust, der Mann aus Knittlingen

Ein neues Faust-Museum

Im September 1980 wurde in Knittlingen (30 km nordöstlich Karlsruhe), dem vermutlichen Geburtsort des historischen Doktor Faustus, eine Festwoche gefeiert. Ein halbes Jahrtausend nach Fausts Geburt fand die Schlüsselübergabe für das neue Faust-Museum und das angegliederte Faust-Archiv statt. Untergebracht sind Museum und Archiv im Alten Rathaus, einem renovierten Fachwerkbau. Es liegt in der Nähe seines Geburtshauses, zu finden «rechter hand uf dem berg neben der Cappel» – das «berg» wohl etwas zu alpin formuliert.

Anmerkungen von Hans Schmocker zu Joh. Jb. Steigers Schulzeit (nach Akten des Staatsarchivs Bern)

Schwarzenburg

Die Lehrerin hieß wahrscheinlich Barbara Nydegger (später Frau Schneider), * 1827. Lehrerinnen auf dem Lande waren um 1850 sehr selten. In Schwarzenburg war die Elementarklasse in den Vierzigerjahren errichtet worden, weil die zwei gewöhnlichen Klassen überfüllt waren und weil sich in der Person der Barbara Nydegger eine billige Lehrkraft fand. Als dann aber die Erziehungsdirektion verlangte, der Lehrerinnenlohn von 60 Franken sei zu erhöhen, beschlossen die Schwarzenburger, die Klasse sei aufzuheben, was allerdings von Bern nicht gestattet wurde.

Bern-Neuengasse

Um 1850 unterrichteten im Neuengass-Schulhaus 6 Lehrer. Über die Klassenorganisation sind wir nicht im Bild. An den untersten Klassen lehrten ein Samuel Hügli und ein Friedrich Reusser.

Wattenwil

An der Unterschule Wattenwil war 1852 ein Christian Zimmermann Lehrer.

Meiringen

Über die Privatschule gibt es im Staatsarchiv sehr wenig Akten.

Brienz

Von 1855 bis zum Herbst 1857 unterrichtete Gustav Eduard Reichhart, ein Sachse, an der Oberklasse zu Brienz. Sein Nachfolger (ab November 1857) war Caspar von Bergen.

Die Tage nach dem historischen Festzug galten geschichtlichen Lesungen, Liedern zu Goethes Faust, Bühnenwerken und einem wissenschaftlichen Symposium, ja sogar einer magischen Séance. Von Günther Mahal, dem Leiter des Museums wie des Archivs, ist ein Band mit Dokumenten, Erläuterungen und Informationen zum Thema «Faust» erschienen (Faust, der Mann aus Knittlingen. Offizin Rolf Dettling, Pforzheim, 1980). Aus der 94seitigen Schrift zitieren wir im folgenden mehrere Stellen:

Das neue Knittlinger Faust-Museum und Faust-Archiv bietet einen umfassenden, klar gegliederten und intensiv informierenden Überblick über das Leben des historischen Faust, über sein anekdotenreiches und durch viele Vorgänger und Vorbilder überformtes Dasein in der Legende, über die literarischen, künstlerischen und musikalischen Fassungen des Faust-Stoffs. Aus den etwa 5000 Einzelstücken, die derzeit in Knittlingen gesammelt sind, kommt ungefähr ein Fünftel zur Ausstellung – der Rest wird im Archiv verwahrt, katalogisiert, ausgewertet und für Forschungen und Publikationen auch auswärtiger Wissenschaftler bereitgestellt. Das Archiv wird in den folgenden Jahren die Bestandsergänzung durch Originale oder durch Kopien so systematisch zu betreiben haben, dass die jetzt noch vorhandenen Lücken möglichst bald geschlossen werden und dass der nach Knittlingen kommende Interessierte sich weitere Wege ersparen kann.

Museum wie Archiv werden in 21 Abteilungen gegliedert sein, die nach historischen und/oder systematischen Gesichtspunkten die riesige Stofffülle in sinnvolle Stationen und Bezugsfelder strukturieren. Es sind dies:

- 1 Der historische Faust
- 2 Der Faust der Legende
- 3 Überblick über die künstlerische Faust-Tradition
- 4 Bildliche Darstellungen Fausts («Porträts»)
- 5 Die «Volksbücher»
- 6 Höllenzwänge (Teufelsbeschwörungen)
- 7 Lieder und Gedichte

- 8 Christopher Marlowes «Tragical History»
- 9 Volksschauspiele
- 10 Puppenspiel
- 11 Faust im 17. und 18. Jahrhundert
- 12 Goethes «Faust»
- 13 Faust in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
- 14 Heines Tanzpoem/Faust im Ballett und in der Pantomime
- 15 Faust in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts/Parodien
- 16 Faust im 20. Jahrhundert
- 17 Faust auf dem Theater
- 18 Faust in der Musik
- 19 Faust in den modernen Medien
- 20 Faust-Analogien
- 21 Faust-Kuriosa

Lexikonnotiz

Faust, Johannes Georg

Vermutlich um 1480 in Knittlingen bei Maulbronn geboren. Lateinschule und Studien an verschiedenen Universitäten, vielleicht auch in Krakau. Fahrender Arzt, Magier und Schwarzkünstler. Wahrscheinlich um 1540 als Goldmacher des Grafen von Staufen in Staufen im Breisgau gestorben. Schon bei Lebzeiten und vor allem nach seinem Tod zur Sagen-gestalt geworden. Von der Faustsage gibt es viele literarische Darstellungen, nach der Historia von D. Johann Fausten über Marlowe, Goethe bis zu Thomas Mann u.a.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt gibt es auf der Welt noch drei oder vier grössere Faust-Sammlungen: die grösste in Weimar an der Zentralbibliothek der deutschen Klassik, dann in New Haven (USA) an der Speck Collection, in Frankfurt/Main am Freien Deutschen Hochstift und in Düsseldorf an der Goethe-Sammlung Kippenberg. Ganz abgesehen davon aber, dass auch die Knittlinger Bestände keineswegs als abgeschlossen zu betrachten, sondern auf Zuwachs und allmähliche Vervollständigung angelegt sind, besteht die Einzigartigkeit des Knittlinger Instituts «Faust-Museum und Faust-Archiv» darin, dass am Geburtsort Fausts – dieser in ihrer kulturellen Fern- und Breitenwirkung wohl ganz einmaligen Gestalt – ein allein der Faust-Thematik reserviertes, ganzjährig geöffnetes und fachwissenschaftlich betreutes Haus den Besuchern und Forschern zur Verfügung steht, eine Lehrsammlung, die ständig zu nutzen ist und die alle Facetten der Faust-Tradition möglichst gleichmässig zu berücksichtigen versucht; dass an diesem Knittlinger Institut dem historischen Faust ganz besondere Aufmerksamkeit gelten wird, versteht sich von selbst; ebenso selbstverständlich sollte es sein, dass dem Goetheschen «Faust» zwar grosses, aber nicht übertriebenes Interesse zukommt – Goethes «Faust» stellt ohne Zweifel die dichterisch anspruchsvollste, aber eben nur eine Station der Faust-Tradition dar. – Zusätzlich zur fest eingerichteten Dauerausstellung des Museums sollen regelmässig (einmal pro Jahr für drei Monate) Sonderausstellungen in einem separaten Raum stattfinden; ihre Thematik wird sich entweder an Gedenkjahren für bestimmte Autoren oder Werke orientieren oder eine besondere Fragestellung aufgreifen, die mit dem Faust-Stoff in Zusammenhang steht. (...)

Nimmt man die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten, der Zeitungsaufsätze, der Übersetzungen und aller übrigen publizierten Faust-Beschäftigungen hinzu, dann ergibt sich die stolze Summe von über 20 000 Titeln, die den «Doktor» Faust zum Gegenstand oder doch zum Ahnherrn, zum Namensgeber und Traditionsbegründer haben. (...)

Dieses Museum ist grundsätzlich für jedermann da und offen. Es will kein Ort allein für den Spezialisten sein. Es hat vielmehr den Ehrgeiz (natürlich: einen nur schwer in die Realität umzusetzenden Ehrgeiz), auch dem nicht literarisch Gebildeten – was mit einem Ungebildeten gleichzusetzen nichts anderes als dumm wäre – Zugänge und Einstiege anzubieten in ein Terrain, das umso mehr

an Reiz gewinnt, je mehr man sich der Anstrengung des eigenen Kennenlernens unterzieht. Ginge dies mit einem Vergnügen vonstatten und würde aus diesem Kennenlernen dank des musealen Angebots allmählich so etwas wie eine Freundschaft mit dem Faust-Stoff oder doch mit einzelnen Bereichen desselben, dann wäre das erreicht, was sich die an der Planung und Ausstattung dieses Hauses Beteiligten erhofften, wenn sie sich einmal ganz hochfliegenden Tagträumen überliessen...

Ob Faust tatsächlich und ob er gerade im Jahre 1516 in Maulbronn mit dem Abt Johann Entenfuss verkehrte, ob er dem bauwütigen Landsmann mit künstlichem Gold die Löcher im Klostersäckel stopfen wollte – das kann ebensowenig mit letzter Gewissheit entschieden werden wie die Frage, ob Faust einen «teuflischen» Hund mit sich führte oder ob er 1535 vom hessischen Korbach aus die Wiedereroberung Münsters durch seinen Bischof und damit die Vertreibung der dort eingeschlossenen Wiedertäufer voraussagte.

Spuren des historischen Faust

Aufenthaltsorte

Einige Orte, an denen sich Faust aufgehalten hat, sind durch Quellen verbürgt: Gelnhausen 1506, Würzburg 1506, Kreuznach 1507, Erfurt 1513, Bamberg 1520, Rebdorf 1528, Ingolstadt 1528, Fürth (und nicht Nürnberg) 1532, Würzburg etwa 1536 (im Brief des Joachim Camerarius aus Tübingen an Daniel Stibar in Würzburg ist von «Faustus tuus» die Rede, also von «Deinem guten Freund Faust», der sich wohl im Umkreis Stibars aufgehalten hat), vielleicht in Worms vor oder um 1539. 1528 war Faust möglicherweise in Paris, falls man einen Brief des Agricola von Nettesheim richtig deutet; und um 1532 war Faust mit Agricola vielleicht am Hof des Erzbischofs Hermann von Wied in der Gegend um Köln. 1534 ist Faust wohl in Augsburg, am Stammhaus der Welser, eines reichen Handelsherren Geschlechts, mit Philipp von Hohenlohe zusammengetroffen. Etwa 1537 wird Faust in Luthers Tischgesprächen erwähnt – aber daraus muss nicht geschlossen werden, der Reformator habe Faust persönlich gekannt. Dass Luther aber von Faust überhaupt gehört hatte, vielleicht von Melanchthon, dies kann freilich nicht verwundern: nach Philipp Begardis Zeugnis von 1539 war Fausts Ruhm weit verbreitet, so weit sogar wie der Ruhm des Paracelsus, denn Faust

«ist vor etlichen jaren vast durch alle landschaft / Fürstenthumb und Königreich gezogen / seinen namen jederman selbst bekant gemacht / und seine grosse kunst / mit alleyn der artznei / sonder auch Chiromancei / Nigramancei / Visionomei / Visiones imm Cristal / und dergleichen mer künst / sich höchlich berümpt.» (...)

Der Alchemist und Magier, die Sagengestalt

Gelegentlich wurde Faust von vermögenden und deshalb um so mehr aufs Geld und vor allem aufs Gold versessenen Herrschaften als Alchemist engagiert – als einer, der aus unedlen Metallen Gold zu legieren versprach; das wird beim Abt Entenfuss der Grund seines möglichen Aufenthaltes in Maulbronn gewesen sein; und ebenso war das wohl der Grund, weshalb Faust an seinem Lebensende in Staufen tätig wurde und dort vielleicht beim Experimentieren von einer Explosion zerrissen wurde – dies würde jedenfalls als eine realistische Erklärung zusammenpassen mit der Teufels-Version im «Volksbuch» von 1587:



Ein Alchemist vor seinem Athanor,
dem Alchemistenofen

«Sie sahen aber keinen Faustum mehr, und nichts, denn die Stuben voller Bluts gespritzet. Das Hirn klebte an der Wand, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zähne allda, ein



Faust's Pact with the Devil
(after the *Volksbuch* of 1587)

greulich und erschrecklich Spectakel. Da huben die Studenten an, ihn zu beklagen, und zu beweinen, und suchten ihn allenthalben. Letztlich aber funden sie seinen Leib herausen bei dem Mist liegen, welcher greulich anzusehen war, dann ihm der Kopf und alle Glieder schlotterten.»

Hatte es einen Kolben zerrissen und gleichzeitig den Experimentator, oder war der Teufel am Werk? – Diese beiden Erklärungen lagen im 16. Jahrhundert und noch darüber hinaus sehr viel näher beieinander, als es uns heute scheinen möchte. (. . .)

Das erste «Volksbuch» erschien ein knappes Halbjahrhundert nach Fausts Tod. Und wie Fausts Leben bald von Legenden überwuchert wurde, so machte auch sein Tod noch legendäre Schlagzeilen. Ob er auf natürliche Weise starb, ob er bei alchemistischen Experimenten durch eine Explosion zerfetzt wurde, ob er durch Selbstmord endete, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Ein Grab hat sich nicht gefunden, ebensowenig eine Hinterlassenschaft materieller Art. Dass er gleichwohl «Nachkommen» hatte und Nutzniesser seines «Erbes», dies steht auf einem anderen Blatt. . . . (. . .)

Faust, der historisch bezeugte Astrologe, Arzt, Alchemist, Magier, Prophet, Lehrer; Faust, der sicherlich hypnotisch versierte Illusionist; Faust, der erkennbar gerissene Psychologe; Faust, der in so wenigen Zeugnissen nur für Momente aus dem sonstigen Dunkel und vielleicht aus der selbstgesuchten Verschwiegenheit Auf-tauchende; Faust, von dessen Leben bereits die Zeitgenossen nur die lauten Auftritte kannten, nicht aber die langen Zwischenphasen, in denen er sich ver-

borgen hielt – dieser Faust wurde spätestens nach seinem Tode, in Anfängen aber wohl bereits zu seinen Lebzeiten, mehr als ein Name, mehr als eine – ohnehin nicht greifbare – Biographie: dieser Faust wurde vielmehr ein Sammelname, eine Kollektivgestalt, eine mit tausend Fremd-Elementen angereicherte und durch diese herangetragenen Zusätze fast bis zur Unkenntlichkeit zugedeckte Figur. Faust, das wurde der Zauberer, der Magier, der Teufelspaktierer. Faust, diese historisch nur punktuell und stets sensationell in Erscheinung getretene Gestalt, wurde zum Typus, wurde gleichsam zu einer prall gefüllten Zauberformel voll der aberwitzigsten und phantastischsten Potenzen – so sehr, dass man den historischen, den wirklich geborenen und gestorbenen Faust bald völlig aus den Augen verlor; so sehr, dass jener biographische Faust bald niemanden mehr interessierte. Geschichten sind allemal interessanter als Geschichte . . .

Faust's Pact with the Devil

Für die Hunderte von literarischen Fassungen ist Faust der Teufelsbündler. War er es schon für seine Zeitgenossen? Die sogenannten kleinen Leute waren gewöhnt, überall dort den Teufel zu wittern, wo man sich gewisse Dinge nicht mit dem Normalverstande

erklären konnte. Selbst bei Luther ist der Konjunktiv im Vers «Und wenn die Welt voll Teufel wär» fraglich. Er sah tatsächlich allenthalben den bösen Feind am Werk: «Und da die Welt voll Teufel ist», müsste er eigentlich sagen.

Faust – das war seit 1587 der Mann der derben Possen, der unglaublichesten Illusionen, der sensationellsten Unternehmungen, der unvergesslichsten Abenteuer, der verwegensten Wissbegierde und der unersättlichsten sexuellen Gelüste. Aber der Faust von 1587 war auch, ganz entschieden und auf immer, der Mann mit dem *Teufelspakt*. Er war der Mann, der mit der Hölle einen Bund geschlossen hatte um den Preis seiner Seele. Faust – das war jetzt und in aller Zukunft einer, der die ewige Verdammnis nicht scheute, wenn er nur auf Erden, eine bemessene Frist lang, leben konnte, sich ausleben konnte wie kein anderer: schöner, mächtiger, herrischer, im schwindelnden Obenhinaus hoch über aller Normalität und Beschränktheit der braven Christenmenschen. Faust – das war nun derjenige, der sich selbst zum Gott machen und der seine Lüste und Begierden austoben konnte, einer, der mit Goethes Wort ein «Übermensch» sein wollte, allen irdischen Gesetzen und Hemmnissen entflohen und enthoben, der einzige Massstab seiner selbst. Faust – das war derjenige, der sich an den Teufel kettete, um seine hybriden Vor-



Faust conjures the Devil

stellungen von Freiheit und Macht und Genuss realisieren zu können, stets auf Neues aus wie sein «Bruder» Don Juan, nie zur Ruhe kommend wie sein «Bruder» Ahasver, der ewige Jude, masslos im Aufbegehen wie sein «Bruder» Prometheus, immer unzufrieden und neugierig und übersättigt und stets aufs neue enttäuscht bis zum Ende.

Soweit die Abschnitte aus dem Faust-Band von G. Mahal.

Das Zeitalter der Dämonen und Zauberer, des allgegenwärtigen Teufels

In seiner Kulturgeschichte der Neuzeit beschreibt Egon Friedell im ersten Teil (Renaissance und Reformation) den Dämonenglauben des Zeitalters:

In diesem Stadium einer Erschütterung und Desorientierung des Glaubens, wo die Menschheit an den Dienern der Kirche völlig irre geworden war, ohne doch den Mut zu finden, an der Kirche selbst zu verzweifeln, kamen sonderbare Strömungen nach oben, die schon immer unterirdisch wirksam gewesen waren, nun aber durch die allgemeine Ratlosigkeit eine neue Macht im Leben wurden. Da Gott nicht aus seinen Priestern sprach, suchte man nach anderen Verkündern seines Willens und geriet so in einen abenteuerlichen, oft formidablen und bisweilen skurrilen Dämonenglauben, einen nur sehr notdürftig maskierten Polytheismus. Überall treiben allerlei phantastische Mittelformen zwischen Gott und Mensch ihr Wesen, und die Höllengeister erwecken mehr Angst und Ehrfurcht als die Heiligen. Die ganze Luft ist erfüllt von groben und feinen, klugen und törichten, harmlosen und boshaften Teufelchen: «sie sind so zahlreich wie die Stäubchen im Sonnenstrahl». Sie sitzen am Esstisch, in der Werkstatt, auf dem Bettrand, sie reiten auf Böcken durch die Luft, sie erscheinen in Gestalt von Raben, Ratten und Kröten. Und daneben führen in Busch und Wald, in Quell und See, in Feuer und Wind allerlei Naturgeister, trübe Erinnerungen an die antike Mythologie, ein geheimnisvolles Leben. Alle die wundersamen Geschöpfe, die noch heute unsere Kindermärchen bevölkern, beherrschten damals das ganze Tun und Lassen der Erwachsenen: Elfen und Nixen, Feen und Hexen, Nachtmare und Kobolde. Ja selbst die Heiligen der Kirche werden zu Naturgöttern, zu heidnischen Elementarwesen. Auch die Juden, die Ketzer und die Mohammedaner erregten nicht bloss

Hass und Abscheu, sondern ebensosehr Angst und ehrfürchtiges Grauen, alle Welt glaubte an die Hostienschändungen, Teufelsmessen und Ritualmorde. Es hiesse aber die wahre Triebfeder dieses Aberglaubens sehr erkennen, wenn man ihn auf wahnwitzigen religiösen Fanatismus oder gar auf bewusste böswillige Verleumdung zurückführen wollte. Das Volk erblickte in diesen gottfeindlichen Handlungen keine blosse Negation, sondern einen sehr realen Teufelsdienst, eine Art gewendetes Christentum, zu dem es mit derselben Bewunderung emporblickte wie zur Gestalt des Antichrist. Die damaligen Menschen waren, wie wir bereits betont haben, von der mehr oder minder klaren Überzeugung durchdrungen, *dass der Teufel die Welt beherrsche*, und es war daher nur logisch, dass sie auch an die geheime Existenz einer Teufelskirche, einer Teufelsgemeinde, eines Teufelsrituals glaubten.

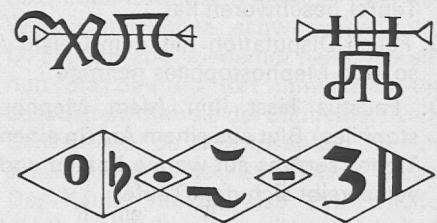
Daneben gewann ein abstruser, aber systematischer Zaubergraupe immer mehr an Ausdehnung. Besprechen und Wahr sagen, Auslegung der Träume und des Vogelflugs, Befragung der Stunden und der Planeten gehörte zur Ökonomie des täglichen Lebens. In allem erblickte man eine Vorbedeutung: im Pferdegewieher und im Wolfsgeheul, in der Richtung der Winde und in der Gestalt der Wolken. Flüche und Segenssprüche besaßen eine bannende oder herbeiziehende Kraft; bestimmte Zeichen und Gesten konnten binden und lösen. Begegnete man einem Buckligen, so bedeutete es Glück, begegnete man einem alten Weib oder – was sehr bezeichnend ist – einem Geistlichen, so verhieß es Unheil. Auch in zahlreichen Legenden spiegelt sich der Glaube an die allgegenwärtige und oft siegreiche Macht des Bösen, so vor allem in der weitverbreiteten Sage vom Zauberer *Virgilius*, einer luciferischen Gestalt, die erfolgreich den Geboten Gottes trotzt, durch schwarze Kunst Gold und Herrschaft erwirkt und in ihrem magischen Spiegel alles Wissen der Welt erschaut: *der Vorläufer des Faust*. Und über alledem wölbt sich wie eine finstere Kuppel ein weltumspannender Fatalismus, der in der tatlosen Prostration vor dem längst in den Sternen verzeichneten Schicksal die letzte Weisheit erblickt.

Zur Bedeutung der Figur des Faust

In der erwähnten Kulturgeschichte der Neuzeit von Egon Friedell ist eine Deutung und Würdigung der Faustgestalt zu finden. Ob Faust *alle* Tendenzen der anbrechenden Neuzeit verkörpert, bleibe dahingestellt; dass er

ein Bild ist für viele Züge unserer heutigen Zeit, lässt sich aus Friedells Überlegungen folgern:

Alle Tendenzen der anbrechenden Neuzeit sind von der Volksphantasie sehr wirksam in eins zusammengefasst worden in der Figur des Faust. Faust ist *Goldmacher* und *Schwarzkünstler*: durch Wissenschaft und Magie sucht er Reichtum und weltliche Macht zu erlangen. Faust ist *Protestant* und *Theolog*: Landsmann Melanchthons, Zeitgenosse Luthers und eine Zeitlang in Wittenberg ansässig. Faust ist *Humanist* und Liehaber der Antike: er erbietet sich, die verlorengegangenen Komödien des Plautus und Terenz wieder herbeizuschaffen, zitiert die Schatten der homerischen Helden aus dem Hades, verbindet sich, durch geheimnisvolle Kräfte verjüngt, mit Helena und erfüllt damit symbolisch den Sinn der *Renaissance*: die Regeneration des gotischen Geistes durch seine Vermählung mit dem hellenischen. Faust galt sogar jahrhundertelang als der eigentliche Erfinder der *Buchdruckerkunst*: denn nach einer der Überlieferungen hat er die «Matrizen» ersonnen, mit denen die beweglichen Lettern gegossen wurden, während Gutenberg noch mit festen Holztafeln druckte. Diese Annahme wird neuerdings bestritten; aber jedenfalls hat das Volk einen gesunden Instinkt bewiesen, als es ihn zum Schöpfer jener Erfindung mache, durch die mehr als durch irgendeine andere der selbstherrliche Trieb des Menschen nach geistiger Expansion Nahrung und Sättigung gefunden hat.



Beschwörungsformeln

Faust verschreibt sich dem Teufel und verlangt von ihm kontraktlich, dass er ihm auf alle Fragen antworte, und immer die Wahrheit; hier personifiziert sich der tiefste Grundzug des Zeitalters: der grenzlose *Erkenntnisdrang* und zugleich der Glaube, dass es geheime Formeln gebe, die auf alles antworten; und wiederum hat die Legende einen sicheren Takt bewiesen, indem sie Faust als Verbündeten und Opfer des Teufels schildert und damit tiefssinnig ausdrückt, dass alle «reine Vernunft» vom Teufel ist und das Streben nach ihr blinde Hoffart, geweckt

durch den trügerischen Rat der Satan-schlange, wie es schon auf den ersten Blättern der Bibel verzeichnet steht: *eritis sicut Deus*. Ja schon in dem Namen *Faustus*, der Glückliche, offenbart sich die Grundtendenz, die ein neues Zeitalter einleitet: der Glaube, dass es in dieser Welt auf Glück ankomme und dass dieses Glück in Macht, Sinnengenuss und Wissen besthele.

Historia von D. Johann Fausten

Der Buchdrucker Johann Spies in Frankfurt am Main will die Geschichten von D. Johann Faust selbst gesammelt und aufgezeichnet haben. 1587 brachte er sie zum Druck, rund 50 Jahre nach dem Tod des historischen Faust. Wir benützen als Vorlage für unsere Zitate hauptsächlich die Reclam-Ausgabe von 1977. Mit einbezogen sind die ergänzten frühen Neudrucke bis zur nochmals erweiterten Historia Widmans von 1599. Die Sprache des ausgehenden 16. Jahrhunderts ist fast wörtlich beibehalten, die alte Orthographie nur dort, wo das Wortbild für den ästhetischen Eindruck massgebend war.

Eine Auswahl aus den 96 erzählend abgefassten Kapitelüberschriften vermittelt eine knappe

Inhaltsangabe

Von D. Johann Fausten Geburt und Studijs

Doctor Faustus ein Arzt / und wie er den Teufel beschworen hat

D. Fausti Disputation mit dem Geiste / so sich Mephastophiles nennete

D. Faustus lässt ihm (dem Mephastophiles) Blut aus einem Arm in einen Tiegel, setzt es auf warme Kohlen und verschreibt sich dem Teufel

D. Faustus wollte sich verheiraten / wird ihm aber vom Teufel verboten

Wie D. Faustus in die Hölle gefahren / was er darin gesehen und ihm begegnet

Wie D. Faustus unter das Gestirn über die Wolken hinauf gefahren

Von den Sternen

Was D. Faustus für Abenteuer an Herren Höfen getrieben / und da eine Historia von D. Fausto und Kaiser Carolo V. / wie er ihrer Kais. Majestät Alexandrum Magnum samt seiner Gemahlin erweckt

Ein Abenteuer mit vollen Bauern / denen er das Maul verzauberte / dass sie es nicht wieder könnten zutun

HISTORIA

Von Dokt. Jo-

hann Fausti/ des ausbündigen Zauberers und Schwarzkunstlers Teuffelischer Beschreibung/ Beschreibung Leben und Wandel/ selzamen Abenteuern/ auch vbetaus gräulichem und erschrecklichem Ende.



*Jetzt auffs neue pberschen, und
mit vikten Städten gehoben.*

M.D.LXXXIX.

*So sahen die «Volksbücher» den Doktor durch die Lande ziehen:
zu Fuss, begleitet von seinem «Geist», umgeben von Höllenspuk*

Wie D. Faustus zu Erfurt den Homerum gelesen / und die griechischen Helden seinen Zuhörern geweist und vor gestellt habe

D. Faustus will die verlorene Comoedien Terentij und Plauti alle wieder ans Licht bringen

D. Faustus hauet einem den Kopf ab

D. Faustus schieret einem Messpfaffen den Bart unfreundlich

D. Faustus jagt in der Luft

Von einem Schatz / so D. Faustus gefunden / in seinem 22. verlaufenen Jahr

Wie sich D. Faustus zu der Zeit / da er nur noch ein Monat für sich hatt / so übel gehub / stätig jammerte und seufzte über sein teuflisch Wesen

D. Fausti Weheklage / dass er noch in gutem Leben und jungen Tagen sterben müsse

Von D. Fausti greulichem und erschrecklichem Ende / ab welchem sich alle Christen wohl zu spiegeln und für dem Teufel zu hüten haben

Und nun einige Faust-Geschichten:

Doctor Faustus ein Calendermacher und Astrologus

Als Doctor Faustus in den gottseligen Fragen vom Geist keine Antwort mehr haben konnte, musste ers auch sein lassen, fing demnach an, Calender zu machen, ward also derselben Zeit ein guter Astronomus oder Astrologus, von seinem Geist gar wohl gelehrt in der Sternkunst, und wie man Practiken schreibe. Wie denn auch männiglich wohl bewusst, dass alles, was er geschrieben, unter den Mathematicis grosses Lob davon gebracht. So stimmten auch seine Practiken, die er Fürsten und grossen Herren dedicierte, überein, denn er richtete sich nach seines Geistes Weissagungen und Deutungen zukünftiger Ding und Fäll, welche sich auch also erzeugten. So lobte man auch seine Calender und Almanach vor andern, denn er setzte nichts in die Calender, es war ihm auch also. Wann er setzte Nebel, Wind, Schnee, Feucht, Warm, Donner, Hagel etc., hat sichs auch also verloffen. Es waren seine Calender nit, als etlicher unerfahrenen Astrologen, so im Winter Kalt und Gefroren oder Schnee, und im Sommer in den Hundstagen Warm, Donner oder Ungewitter setzen. Er machte auch in seinen Practiken Zeit und Stunde, wann was Künftiges geschehen sollt, warnete eine jede Herrschaft besonders, wie dass die eine mit Teuerung, die ander mit Krieg, die dritte mit Sterben, und so fortan, sollte angegriffen werden.

Zauberer, Betrüger, Allwissender oder Possenreisser?

D. Faustus zauberte einem Ritter ein Hirschgeweih auf den Kopf

Als D. Faustus dem Kaiser sein Begehrn wie gemeldt erfüllt, hat er sich Abends, nachdem man gen Hof zu Tisch geblasen, auf eine Zinne gelegt, das Hofgesind aus- und eingehen zu sehen. Da siehet nun Faustus hinüber in der Ritter Losament, und sieht Einen schlafend im Fenster liegen. Die Person mit Namen hab ich nicht melden wollen, denn es ein Ritter und geborener Freiherr war. Zaubert ihm also durch Hilf seines Geistes Mephophilus ein Hirschgeweih auf den Kopf. Als er nun erwachte und den Kopf unter dem Fenster neigte, empfand er die Schalkheit. Wem ward banger denn dem guten Herrn? Denn die oberen Fenster waren verschlossen und konnte er mit seinem Hirschgeweih weder

hinter sich noch für sich. Welches der Kaiser wahrnahm, und darüber lacht und ihm wohl gefallen liesse; bis endlich D. Faustus ihm die Zauberei wiederum auflösete.

D. Faustus frisst ein Fuder Heu

D. Faustus kam in eine Stadt, Zwickaw genannt, da ihm viele Magistri Gesellschaft leisteten. Als er nun mit ihnen nach dem Nachtessen spazieren ging, begegnete ihm ein Baur, der fuhr einen grossen Wagen voll Grummets, den sprach er an, was er nehmen wollte und ihn genug essen lassen. Wurden also einig miteinander, um einen Creutzer oder Löwenpfennig; denn der Bauer vermeinet, er trieb nur sein Gespött mit ihm. D. Faustus aber hub an, so geizig zu essen, dass alle Umstehende sein lachen mussten, verblendete also den Bauern, dass ihm bang wurde, dann er schon auf den halben Teil hinweg gefressen hatte. Wollte der Bauer zufrieden sein, dass ihm das halbe Teil bliebe, so musste er dem Fausto seinen Willen machen. Als nun der Bauer an seinen Ort kame, hatte er sein Heu wiederum wie vor.

D. Faustus frisst einen Hausknecht

Es sass Faustus mit etlichen in einem Wirtshaus und soffen gut Sächsisch und Pommerisch zusammen mit Halben und Ganzen. Da ihm nun, D. Fausto, der Hausknecht die Becher und Gläser allzeit zu voll einschenkt, dräuet er ihm, wenn ers ihm oft thäte, wollte er ihn fressen. «Ja wohl, fressen», sagte er, «keinen Dreck sollst du fressen», und liess sich des Fausti Dräuen nicht anfechten, sondern schenkte ihm die Gläser zu Verdruss nur voller ein. Da sperret Faustus unversehens sein Maul auf und verschlucket ihn ganz, erwischt darauf den Kübel mit dem Kühlwasser und sagt: «Auf einen starken Bissen gehört ein starker Trunk» und sauft den auch ganz aus. Der Wirt merkte den Possen wohl, bate Faustum, er solle ihm den Hausknecht wieder lassen zukommen, er könne des Dieners jetzt nit wohl mangeln, weil er mit vielen Gästen überfallen. Faustus lachte und sagte, er solle sehen, was draussen unter der Stiegen wäre. Der Wirt ging hinaus und schauete unter die Stiegen; da sass der arme Tropf, aller begossen und triefend wie ein nass Kalb, zitternd vor Furcht. Der Wirt zog ihn herfür: und lachten die Gäste des vollen Einschenkens genug.

D. Faustus ergreift einen Regenbogen mit der Hand

Es verreisten etliche Kaufleute mit D. Fausto hinab gen Francfurt in die Mess, und kamen auf dem Odenwald Abends

in ein Städtlein Boxberg genannt. Da der eine Kaufmann dem Kellermeister allda verwandt war, so berufte der sie allesamt hin auf das Schloss, welches ziemlich hoch liegt. Indem sie einander mit Trinken zusetzten, sahe es gar trüb am Himmel aus als ob ein Wetter kommen wollt; denn es war Vormittag ein schöner Tag gewesen. Da sagt einer, der zum Fenster hinaus sahe: «Es steht ein schöner Regenbogen am Himmel.» D. Faustus spielt gerade mit den Karten; da er solches höret, stund er von dem Tisch auf und sahe hinaus, und sagte: «Was soll es gelten, ich will diesen Regenbogen mit der Hand ergreifen.» Da liefen die andern, so solches hörten, von dem Tisch, diesem unmöglichen Ding zuzusehen, denn der Regenbogen stund gar weit von der Gegend um Boxberg herum. D. Faustus streckt die Hand heraus, alsbald ging der Regenbogen über das Städtlein her, gegen dem Schloss zu, bis an das Fenster, dass also D. Faustus den Regenbogen mit der Hand fasst und aufhielt. Sagt auch darauf, so auch die guten Herren wollten zusehen, so wollte er auf diesen Regenbogen sitzen und darvon fahren. Aber sie wollten nicht, und baten dafür; alsbald zog Faustus die Hand ab, da schnellst der Bog hinweg, und stund er wie zuvor an seinem Ort.

D. Faustus verkauft 5 Säu / eine um 6 Gulden

D. Faustus fängt wieder einen Wucher an, rüstet ihm 5 gemäster Schwein zu, die verkauft er, eine um 6 Gulden, doch mit dem Pact, dass der Säutreiber über kein Wasser mit ihnen schwemmen sollte. D. Faustus zog wiederum heim. Als sich nun die Säu im Kot umwälzten und besudelten, trieb sie der Säutreiber in eine Schwemme, da verschwanden sie, und schwammen lauter Strohwisch empor. Der Käufer musste also mit Schaden dahingehen, denn er wusste nicht, wie das zugegangen war, oder wer ihm die Schweine zu kaufen gegeben hätte.

D. Faustus ein guter Schütz

D. Faustus liess sich auf eine Zeit bei einem grossen Herrn und König in Dienste brauchen, und war auf die Artillery und Geschütz bestellet. Nun war das Schloss, darin Faustus diesmal lag, von Kaiser Karls Spanischem Kriegsvolk belagert, darunter ein fürnehmer Oberster und Herr ware. Faustus sprach seinen Hauptmann an, ob es ihm gelegen, er wolle gedachten Spanischen Obersten, welcher damals in einem kleinen Wäldlein unter einem hohen Tannenbaum auf

seinem Rosse hielte, über den Haufen von der Mähre herabschiessen, ob er ihn gleich des Waldes halben nicht sehen könne. Der Hauptmann wollte es ihm nicht gestatten, sondern sagte, er solle ihn sonst mit einem nahen Schusse erschrecken. Da richtet Faustus seine Stücke, so er vor sich hatte, und schoss in gedachten Baum, darunter diesmals der Spanier zu Morgen ass, dermassen, dass die Stücker und Spreissen um den Tisch flogen.

Wenn aber von den Feinden ein Schuss in die Festung getan ward, schauete Faustus, dass er die grossen Kugeln in seine Faust auffinge, als wenn er mit den Feinden Ball schläge. Er trat auch bisweilen auf die Mauern und finge die kleinen Kugeln in Busen und in die Ärmel zu Haufen auf.

D. Faustus verschafft / dass die blökenden Kühe stille werden

Dem D. Faustus gefiel die Gelegenheit der Stadt Hailbrunn gar wohl, auch, dieweil allda eine so feine kurzeilige Gesellschaft zu finden, hätt er sein Wohnung bei einem Bürger, dem Breunle, da er viel Kurzweil gepflegt. Auf ein Zeit war D. Faustus betrunken, und Abends trieb der Hirt die Kühe ein, die hatten ein gross Geplärr und Geschrei. Er sahe zu dem Fenster hinaus und nahm wahr, dass der Küh war eine Menge. Darauf sagt er: «Ich kann solches Ungeziefer mit ihrem ungestümen Geschrei nit mehr leiden, denn es kommen erst dort von fernen noch mehr, sie bringen mich von Sinnen, ich will ihnen ihre Sprach ein wenig vertreiben.» Da nun die Kühe wollten mit Geschrei am grössten sein, und nach ihrem Stall und Häusern sahen, verschafft Faustus, dass sie alle ihre Mäuler offen hätten, und sahe so gar wunderbarlich aus, dass sie so bald waren still worden, und so einmütig mit offenen Mäulern zu Haus gingen. Die Weiber, so auf die Küh warteten, erschraken gar sehr, sprach ein Nachbarin zur andern: «Elss, Lisabeth, hat dein Kuh auch ein offen Maul, ach, was ist ihnen geschehen?»

D. Faustus kommt hinein in eine verschlossene Stadt

D. Faustus war auch mit einer guten Bursch von Hailbrunn aus gen Weinsberg gangen, und hatte ihm allda ein Mahlzeit zurichten lassen; die Gesellschaft verzog sich aber bis in die Nacht, dass sie besorgten, sie würden das Thor der Stadt Hailbrunn nicht mehr erreichen, derhalben sie den Faustum baten, er sollt mit ihnen eilen, er aber antwortet, sie

sollten nur fortgehen, er wolle noch wohl in die Stadt hinein kommen. Also lief die Gesellschaft dem Thore zu, da man eben das Thor wollte zuschliessen. Diese Gesellschaft versammelt sich in der Stadt auf einem Platz, legten an, wo sie noch ein Mässlein Wein oder zwei trinken wollten; einer sagt: «Ich wollt auch gern mithalten, wenn D. Faustus bei uns wär, er aber ist ausschlossen worden.» Indem gehet D. Faustus in die Gassen hinein, und kommt zu ihnen und sagt: «Wohlan, wo wollen wir noch ein Mässlein Wein trinken?»

Von mancherlei Gewächs / so Faustus im Winter um den Christtag in seinem Garten hatte / in seinem 19. Jahre

Im December, um den Christtag, war viel Frauenzimmers gen Wittenberg kommen, als etlicher vom Adel Kinder zu ihren Geschwistern, so da studierten, sie heimzusuchen. Welche gute Kundschaft zu D. Fausto hätten, also dass er etlich mal zu ihnen berufen ward. Solches zu vergelten berufte er dieses Frauenzimmer und Jungen zu ihm in sein Behausung zu einer Unterzech. Als sie nun erschienen und doch ein grosser Schnee draussen lag, da begab sich in D. Fausti Garten ein herrlich und lustig Spectacul, dann es war in seinem Garten kein Schnee zu sehen, sondern ein schöner Sommer, mit allerlei Gewächs, dass auch das Gras mit allerlei schönen Blumen daher blühet und grünet. Es waren auch da schöne Weinreben, mit allerlei Trauben behängt, desgleichen rote, weisse und leibfarbene Rosen und ander viel schöne wohlriechende Blumen, welches eine schöne herrliche Lust zu sehen und zu riechen gab.

Faustus isst und trinkt; belehrt, belohnt, bestraft andere

Doctor Faustus reitet auf einem Fass Weines und schenkt es den Studenten zu Leipzig

Es hatten etliche fremde Studenten aus Ungern, Polen und Kernten und Österreich, so zu Wittenberg mit D. Fausto viel umgingen, ein Bitt an ihn gelegt, als die Leipziger Mess angangen, er sollte mit ihnen dahin rücken, möchten wohl sehen, was da für ein Gewerb wäre, und für Handelsleute zusammen kämen; so hatten ihrer auch etliche Vertröstung, Geld allda zu empfangen. D. Faustus willigte ein und leistete Gesellschaft. Als sie nun in Leipzig hin und wider spazierten, die Universität samt der Mess besahen, gingen sie von ungefähr vor einem Wein-

keller vorüber, da waren etliche Schröter über einem grossen Weinfasse, ungefähr von sechzehn oder achtzehn Eimern, und wolltens aus dem Keller schroten, kunnens aber nicht heraus bringen. Das sahe D. Faustus und sprach: «Wie stellt ihr euch so läppisch, und sind euer so viel; könnte doch einer allein wohl dies Fass heraus bringen, wenn er sich recht darzu zu schicken wüsste.» Die Schröter wurden unwillig ob solcher Rede halben, und wurfen mit unnützigen Worten um sich, weil sie ihn nicht kannten; wie denn dies Gesindel zu thun pflegt. Als aber der Weinherre vernahm, was der Zank war, sprach er zu Fausto und seinen Gesellen: «Wohlan, welcher unter euch das Fass allein wird heraus bringen, dem soll es sein.» Faustus war nicht faul, ging bald in den Keller, satzte sich aufs Fass als auf ein Pferd und ritt es also schnell aus dem Keller; darüber sich jedermann verwunderte. Dass erschrak der Weinherre, vermeinte nicht, dass solches wäre möglich gewesen, musste aber doch seine Zusage halten und Fausto das Fass mit dem Wein ausfolgen lassen. Der gab es seinen Wandergesellen zum besten, die luden andere gute Freunde darzu, hatten etliche Tage lang einen guten Schlampamp davon, und wussten vom Glück zu Leipzig zu sagen.

Wie Doctor Faustus auf Fastnachtsabend mit seiner Bursch in des Bischofs von Salzburg Keller gefahren / und den Kellner auf eine hohe Tanne geführet

Nachdem D. Faustus wiederum vom Grafen Abschied nahm, und gen Wittenberg kame, rukete die Fasnacht herbei. D. Faustus war der Bacchus, berufte zu ihm etliche Studenten, und nachdem sie von ihm wohl gespeiset worden und sie den Bacchum gern vollends celebrieren wollen, überredet sie D. Faustus, sie sollten mit ihm in einen Kellerfahren, und allda die herrlichen Trünke, so er ihnen reichen und geben würde, versuchen, dessen sie sich leichtlich bereden liessen. Darauf D. Faustus in seinem Garten eine Leiter nahme, und jeglichen auf eine Sprossen setzte und mit ihnen davon fuhr, dass sie noch dieselbige Nacht in des Bischofs von Salzburg Keller kamen, da sie allerlei Wein kosteten und nur den besten tranken; wie dann dieser Bischof einen herrlichen Weinwachs hat.

Als sie nun sämtlich guten Muts im Keller waren und D. Faustus einen Feuerstein mit sich genommen hatte, dass sie alle Fässer sehen könnten, kame des Bischofs Kellermeister von ungefähr daher, und thät sie für Diebe ausschreien, so eingebrochen hätten. Das verdross D. Faustum, mahnte seine Gesellen auf-

zustehn, nahm den Kellner beim Haar, fuhr mit ihm davon, und als sie zu einer grossen, hohen Tannen kamen, setzte er den Kellner, so in grossen Ängsten und Schrecken war, darauf, und kam also D. Faustus mit seiner Bursch wieder nach Haus; da sie erst das Valete miteinander hielten, mit dem Wein, so er, D. Faustus, in grosse Flaschen gefüllt hatte in des Bischofs Keller.

Der Kellner aber, so sich die ganze Nacht auf dem Baum halten müssen, dass er nicht herab fiele, und schier erfroren war, sah, als es Tag worden, dass die Tanne so hoch war, dass es ihm unmöglich sei, herab zu steigen, dieweil sie keine Äste hatte, denn nur oben am Baum; rufte also etlichen Bauren zu, so vorüber fuhren, und zeiget ihnen an, wie es ihm ergangen wäre, und bat, dass sie ihm herunter helfen wollten. Die Bauren verwunderten sich, zeigten es zu Salzburg am Hof an, da war ein gross Zulaufen, und er ward mit grosser Mühe und Arbeit mit Stricken herab gebracht. Doch konnte der Kellner nicht sagen, wer die gewesen, so er im Keller gefunden, noch der, so ihn auf den Baum geführet hätte.

Von einer Gesticulation / da einem Bauern 4 Räder in die Luft hingesprungen

D. Faustus ward gen Braunschweig in die Stadt zu einem Marschalk, der die Schwinducht hatte, ihm zu helfen, berufen und erfordert. Nun hatte aber D. Faustus diesen Gebrauch, dass er nimmer weder ritt noch fuhr, sondern war zu gehen gerichtet wohin er berufen wurde. Als er nun nahe zu der Stadt kame und die Stadt vor ihm sahe, begegnet ihm ein Bauer mit vier Pferden und einem leeren Wagen. Diesen Bauern sprach D. Faustus gütlich an, dass er ihn aufsitzen lassen und vollends bis zu dem Stadthor führen wollte, welches ihm aber der Tölpel weigerte und abschlug, sagend, er würde genugsam ohne das herauszuführen haben. D. Fausto war solch Begehrni nit ernst gewest, sondern hatte den Bauern nur probieren wöllen, ob auch ein Güttigkeit bei ihm zu finden wäre. Aber solcher Untreu, deren viel bei den Bauren ist, bezahlte D. Faustus wieder mit gleicher Münze, und sprach zu ihm: «Du Tölpel und nichtswürdiger Unflat, dieweil du solche Untreu mir beweisest, dergleichen du gewiss auch andern thun und schon gethan haben wirst, soll dir dafür gelohnet werden, und sollst deine vier Räder bei jeglichem Thore eins finden.» Darauf sprangen die Räder in die Luft hinweg, dass sich ein jegliches Rad bei einem sondern Thor

hat finden lassen, doch sonsten ohne jemens Wahrnehmen. Es fielen auch des Bauren Pferde darnieder, als ob sie sich nicht mehr regten. Darob der Bauer sehr erschrake, mass ihm solches für eine Strafe Gottes zu, der Undankbarkeit halben; war auch ganz bekümmt und weinet, und bat den Faustum mit aufgereckten Händen und Neigung der Knie und Bein um Verzeihung, und bekannte, dass er solcher Straf wohl würdig wäre, es sollte ihm auf ein andermal ein Erinnerung sein, solcher Undankbarkeit nicht mehr zu gebrauchen. Darüber Faustum die Demut erbarmete, und antwortete ihm: Er sollts keinem andern mehr thun, dann kein schändlicher Ding wäre, als Untreu und Undankbarkeit, darzu der Stolz, so mit unterläuft. Doch sollt er nur Erde nehmen und auf die Gäul werfen, darvon würden sie sich wiederum aufrichten und zu sich kommen; wie auch geschah. Darnach sagt er dem Bauren: «Deine Untreu kann nit ungestraft abgehen, sondern muss mit gleicher Mass bezahlt werden. Dieweil es dich eine so grosse Mühe gedeucht hat, einen nur auf einen leeren Wagen zu setzen, so siehe: deine vier Räder seind vor der Stadt bei vier Thoren, da du sie finden wirst.» Der Bauer ging hin und fands, wie D. Faustus ihm gesagt hatte, mit grosser Mühe, Arbeit und Versäumung seines Geschäfts, das er verrichten sollte. Also traf Untreu ihren eigenen Herrn.

Von einem Hader zwischen 12 Studenten

Zu Wittenberg vor seinem Haus erhub sich ein Hader mit 7 Studenten wider 5. Das deuchte D. Faustum ungleich, und hub an und verblandete allen ihre Gesichter, dass keiner den andern mehr sehen konnt; schlugen also im Zorn blinderweis einander, dass die, so zusahen, ein gross Gelächter ob diesem seltsamen Scharmützel hatten, und musste man sie alle nach Haus führen. Sobald jeder in sein Haus kame, ward er wieder sehend.

Doctor Fausti Weheklag von der Höllen und ihrer unaussprechlichen Pein und Qual

«O ich armer Verdammter, warum bin ich nit ein Viehe, so ohne Seele stirbet, damit ich nichts weiters befahren dürfte? Nun nimmt der Teufel Leib und Seele von mir und versetzt mich in eine unaussprechliche Finsternuss der Qual. Dann gleich wie die Seelen an ihnen haben Schönheit und Freud, also muss ich Armer mit den Verdammten einen unerforschlichen Greuel, Gestank, Verhinderung, Schmach, Zittern, Zagen, Schmerzen, Trübsal, Heulen, Weinen und Zähnekklappen haben.

... ach, was Trauern, Trübsal und Schmerzens muss man da gewärtig sein, mit Weinen der Augen, Knirschen der Zähn, Stank der Nasen, Jammer der Stimm, Erschreckung der Ohren, Zittern der Hände und Füss. Ach ich wollte gern des Himmels entbehren, wann ich nur der ewigen Höllenstraf könnte entfliehen. Ach, wer wird mich dann aus dem unaussprechlichen Feuer der Verdammten erretten? da keine Hülf sein wird, da kein Beweinen der Sünden nütz ist, da weder Tag noch Nacht Ruhe ist: wer will mich Elenden erretten? Wo ist meine Zuflucht, wo ist mein Schutz, Hülf und Aufenthalt? Wo ist meine feste Burg? Wessen darf ich mich trösten? Der Seligen Gottes nicht, denn ich schäme mich, sie anzusprechen, mir würde keine Antwort erfolgen; sondern ich muss mein Angesicht vor ihnen verhüllen, dass ich die Freude der Ausgewählten nit sehen mag. Ach was klage ich, dass kein Hülf kommt? Da ich keine Vertröstung der Klage weiss? Amen, Amen, ich habs also haben wöllen, nun muss ich den Spott zum Schaden haben.»

Erwähnung Fausti in älteren Fassungen von Luthers Tischreden

Die «Historia» ist von lutherischem Gesichtspunkt aus geschrieben, gleichsam mit erhobenem Warnfinger des gläubigen Protestant. Sie lässt den Gegensatz von Renaissance und Reformation erkennen: Faust als warnendes Beispiel für den freventlichen Wissensdurst des Humanismus und des renaissancehaften Genussmenschen. In diesem Sinne wird Faust zum Gegenbild Luthers.

Wie und inwiefern überhaupt Faust den Reformator Luther zur Kenntnis genommen hat, ist nicht bekannt. Umgekehrt soll Luther um Faust gewusst und gelegentlich von ihm gesprochen haben, jedenfalls nach dem Faustbuch von G. R. Widman (1599). In die späteren Ausgaben der «Tischreden» wurden diese Stellen nicht mehr aufgenommen. Wir zitieren zwei Abschnitte nach C. Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition, Leipzig 1893, Nachdruck Hildesheim 1978. Nach diesen Quellen ward an Luthers Tischrunde «zu abends eines Schwarzkünstlers, Faustus genannt, gedacht...».

In solchem Gespräch sagt ein ander, wie Doctor Faustus newlich bey einem Grauen in Bayern gewesen, da hab er jhm zu gefallen ein schön jagdwerck angerichtet, das auch allda allerley thier erschienen waren, aber nicht natürlich. Darauf sagt Doctor Luther, das jhn ein stattlicher von Adel einmahl lassen auff sein Schlos beruffen, sampt etlichen gelehrt zu Wittenberg, und darauff eine



Nach der Sage liess Faust oft fremdartige Tiere erscheinen und narrte die Jäger

Hasenjagd bestellet, da were von allen, so dabey gewesen, ein grosser schöner Hass und Fuchs gesehen, der lauffen kommen were, da jhm aber der Edelmann auff einem Klepper mit geschrey nachgeylet, were das Pferdt plötzlich under jhm darnieder gefallen und gestorben, und der Hass were in die lufft gefahren und verschwunden, und were solches ein teuffelisch Gespenst gewest.

Hierauff sagt ein anderer, das er wüste, das unbenante Edelleuth im Landt zu Düringen, einmahl am Hörselberg des nachts Hasen geschreckt, und jhr bey acht gefangen hatten, wie sie nun heimkommen, und die Hasen auffhencken wollten, so warens des Morgens eitel Pferdtköppf gewesen. Darauf antwortet Doctor Luther, es kann wol seyn, das der Teuffel die Pferdtköppf bey dem Schindt-wasen versamlet, und mit denen ein spott angerichtet, und ist vermüthlich, Doctor Faustus werde seine gejagt auch nicht angefangen haben, das er es ohn gespött wirdt haben lassen abgehen, denn der Teuffel spottet aller Menschen künste, er ist ein stolzer geist.

Es sagt auch einer darauff, wie D. Faustus sich ein weil zu Gotha hab gehalten, da er nun hinweg gekommen were, denn er war mit seinem Wirt in uneinigkeit gerathen, da sey in des Wirts Keller ein solchs gerumpel und gespenst worden, das niemand bey nachts mit einem leicht hab hinab gehen können, sondern es sey jhm alleweg ausgelescht worden, so höre man noch die gantze Nacht in dem Keller binden, das man zuvor nie gehört hab.

Einmal scheint ein Mitglied der Runde gemeint zu haben, dass der Höllenfürst manchmal als Mensch auftrete. Der Mann erhielt genauen Bescheid. Luther, der auf der Wartburg dem Teufel ein Tintenfass nachgeschleudert hatte, musste es ja wissen.

Darauff sagt D. Luther, ja, er kan sich in eines Menschen gestalt verstellen, aber das ist gewiss, wer den teuffel zu gast ladet, der wird sein nicht also loss. Denn D. Lucas Gauricus, der schwartzkünstler aus Italien, hat auff ein zeit im beysein vieler guter Herren, da ich auch gewesen, bekennet, das jhm auf ein zeit sein geist erschienen sey, und mit gewalt an ihn gewolt, er solle auss Italien sich in Teutschland thun, da einer über jhn sey, Doctor Faustus genannt, von diesem würde er viel sehen. Auff solche Anmutung hat er geantwortet, es würde sich nicht schicken, das ein Teuffel den andern ausstriebe. Dieser Gauricus wolt sich mit der heiligen Schrift behelfen, und wolt bewehren, das die Schwartzkunst, oder zuhaltung und gemeinschafft der geister in der h. schrift nicht verboten sey, denn es stehe geschrieben, des Weibessamen sol der Schlangen den kopff zertreten, darauss denn folgen solte, das der Mensch den gewalt über den Teuffel hatte, das er jnen müste kommen, wenn er wolte. Und sagte darüber D. Luther, das wil ich ob Gott wil, darauff nicht wagen. Diese und andere mehr kurtzweilige und fröhliche erzehlte gesprech, da man dieses D. Fausti gedachte, habe ich auss einem besonderen schreiben, so mir bekant, wollen erzehlen und anziehen, und ist hierauss abzunehmen, das D. Faustus schon in einem Ansehen gewesen.

Faust: sprachlich-geschichtliches Thema im 7. Schuljahr

Im Lehrplan von 1973 für die Primarschulen des Kantons Bern wird dem 7. Schuljahr im Fach Geschichte folgender Stoff zugewiesen:

1. Erfindungen und Entdeckungen
2. Künstler und Gelehrte der Renaissance
3. Die Reform der Kirche
4. Der Schweizerische Bauernkrieg
5. Absolutismus in Frankreich und in der Schweiz

Unter Künstler und Gelehrte der Renaissance werden als Beispiele aufgezählt: Leonardo da Vinci (1452–1519), Albrecht Dürer (1471–1528), Kopernikus (1473–1543). Da die Reihe nicht verbindlich, sondern nur beispielhaft ist, erlauben wir uns die Frage:

Liesse sich nicht, anstelle einer oder zwei der genannten Persönlichkeiten, ein Hinweis auf den historischen und legendären Faust (1480–1540) in das Geschichtspensum einblenden? Dabei könnte es sich, je nach den Voraussetzungen beim Lehrer und bei den Schülern, um eine fächerübergreifende Unterrichtseinheit von 6–8 Lektionen handeln, zu «verrechnen» auf Sprache und Geschichte. Ausgehend von der Lektüre einiger Faustlegenden wären einige ausgewählte Themen ins Auge zu fassen. Wir denken keineswegs an eine erschöpfende Behandlung, aber immerhin an eine Grundlage, auf der in späteren Schuljahren weitergebaut werden könnte. Die Unterrichtseinheit im 7. Schuljahr dürfte auf diese Weise als erstes Element eines spiralförmig angelegten Curriculums zu sehen sein.

Didaktische Überlegungen zum Thema Faustus

1. Faustus repräsentiert viele Eigenarten vom Typus des Renaissancemenschen: Erkenntnisdrang, Machtrieb, Sinnen-genuss, Vertrautheit mit der Antike und mit magischen Praktiken... Verglichen mit andern bedeutenden Persönlichkeiten der beginnenden Neuzeit ist Fausts Charakter schillernd, sein Beruf kaum fassbar; die Skala reicht vom Allwissenden über den Magier und Arzt bis zum Scharlatan. Mehr als eine Seele wohnt in seiner Brust, wie bei allen, die ehrlich genug sind, dies zuzugeben. Wir haben es nicht eindeutig mit einem Forscher oder Gelehrten oder Künstler zu tun, sondern mit einem Menschen in seinem Widerspruch.

Fassbar ist die Person Fausts vor allem aus den Geschichten der «Volksbücher», welche die mündliche Überlieferung zusammenfassen und höchst profiliert schriftlich festhalten. Gerade die Fiktionalität der Sagentexte verhilft der Faustgestalt dazu, dass sie bis in unsere Tage Geschichte macht. In Oswald Spenglers «Untergang des Abendlandes» gibt Faust um 1920 unserer Kultur den Namen: unterschieden werden die «apolinische» Antike, die «magischen» Kulturen Arabiens und Mexikos und das «faustische» Abendland. Um den Kern

der dürftigen, teils quellenmässig gesicherten, teils unsicheren Spuren lagert sich ein facettenreicher Bedeutungskreis.

2. Faustus der Arzt, Magier, Astrolog, Totenbeschwörer, Teufelsbündler, Zauberer und Possekreisser erinnert an viel widersprüchlich Wirksames, das sich ungeachtet Aufklärung und Klassik bis heute erhalten hat. Viele Kinder begegnen in ihrer und unserer Gegenwart Faustischen in mancher Hinsicht, in ihrer Umwelt und in sich selber. In welchem Kind schlummert nicht von früh an der Wunsch, «alles» zu wissen und zu können? Wer hat sich, um ein Ziel zu erreichen, noch nie nach einem Helfer umgeschaut, und wär's der Teufel selbst? Wie weit empfindet sich heute schon ein Kind zuweilen als Spielball von göttlichen und teuflischen Mächten, als Nachfahre von Hiob und Faust?

Je mehr wir uns eindenken in das geschichtliche Thema, desto deutlicher wird uns sein *Gegenwartsbezug*. Auch wenn es heute nicht mehr Sitte ist, den Teufel für Widerwärtigkeiten verantwortlich zu machen, meinen wir ihm doch in vielen undurchschaubaren Zusammenhängen zu begegnen: in der Verbettierung der Landschaft, der Unwirlichkeit der Städte, in der Vergiftung und Verschmutzung der Meere, des Grundwassers, in der Vernichtung der tropischen Wälder, im Wachstum der Wüsten... Faustisches Erkennen- und Beherrschewollen ist zu einem teuflischen Gigantismus ausgewachsen. Vergleichbare Züge zeigt auch der Umgang vieler einzelner mit sich selbst. Die Selbstmordrate ist beängstigend im Wachsen, aber auch andere Formen der Selbstzerstörung. Ebenso die gegen sich und andere gerichtete Aggressivität. Die Faustgeschichten vermitteln Bilder, das Chaotische, Zerstörerische in uns und unserer Umwelt zu benennen und zu erkennen – vom Terrorismus bis zum sinnlosen Rüstungswettlauf. Wie weit freilich Einsicht auch verhaltenswirksam wird, ist eine andere Frage.

3. Wie sehr sind die am Faust-Thema zu gewinnenden Einsichten auch für die Zukunft erheblich? Werden sie den Kindern in zehn, zwanzig Jahren, wenn sie erwachsen sind, noch etwas bedeuten, auch wenn sie manche Einzelheit vergessen haben?

Die Antwort geht bereits aus den Überlegungen zur Gegenwartsbedeutung hervor: Ja. Die Hartnäckigkeit, mit der sich Erscheinungen aus dem Beginn der Neuzeit bis heute erhalten haben, lässt vermuten, dass es sich um zeitüberdauernde, wenn nicht gar immer be-

stehende Eigenarten dieser Welt und des Menschen handelt: die Sucht, Unerklärliches zu erklären, Naturkräfte zu beherrschen, zu wissen, «was die Welt im Innersten zusammenhält», Übernatürliches zu durchschauen und zu beeinflussen. Diese Eigenarten haben nicht nur die fünf Jahrhunderte seit Faust überdauert; vieles, das ihm zugeschrieben wird, stammt aus grauem Altertum. Nur die spezifischen Ausprägungen sind anders geworden, haben neue Namen: Die Weltraumfahrt, der Blick in die unermesslichen Weiten des Weltraums wie in die Rätsel des Mikrokosmos, die Welt der Atome, die selber teilbar geworden sind; der offenbar unausrottbare Hang zu den Horoskopien der Astrologie, zu Parapsychologie, Okkultismus, Telepathie und Suggestion; die Bemühungen um das Bewusstmachen des Unbewussten: lauter Anstrengungen, zu deren Erkennen und Deuten die Geschichten um Faust unmittelbare, bildhafte Einstiege anbieten.

Für viele der angedeuteten Problembereiche wird es für unsere Generation und jene unserer Kinder keine Lösungen geben. Wir müssen mit ihnen als mit Konflikten leben lernen. Wo sich Veränderungen als möglich erweisen, werden sich auch unter veränderten Verhältnissen neue Konflikte ergeben. Daraus lässt sich ein Lernziel ableiten, wie es auch Entwicklungshelfer für die Menschen in unterentwickelten Gebieten heute sehen: Erkenne deine Lage – versuche wenigstens etwas davon zu erkennen!

4. Betrachten wir die *Struktur des Themas*, so stellen wir zunächst fest, dass der Faust der «Historia» von 1587 mit dem historischen Faust (1480–1540) nur noch atmosphärisch zu tun hat. Wie ein Magnet zog der historische Faust Anekdoten, Geschichten, Aufschneidereien an, in vielen Fällen Erzähltes, das schon vor Fausts Geburt umgegangen war. Die literarischen Gestaltungen des Doktor Faustus zeigen seit 400 Jahren das Wechselspiel zwischen Geschichten und Geschichte: Geschichten tragen bei zur durchdachten geschichtlichen Darstellung, Geschichte aber verlangt aufs neue nach dem sprechenden Exempel, also nach Geschichten.

Vergleichen wir die dürftigen Informationen über das Leben und Sterben des historischen Faust mit dem farbigen, aus vielen Einzelstücken zusammengeflickten Gewand des literarischen Faust, dann stossen wir auf ein exemplarisches Beispiel des Werdens einer Sagengestalt, auf einen Wirkungszusammenhang ei-

genster Art. Aus den verschiedenen Bedeutungsschichten heben wir nur zwei hervor: die Lust am Fabulieren, die das Volksbuch kennzeichnet, und die Abschreckung, die Fausts Ende dem Leser vermitteln soll. Ergötze dich an seinen Streichen, scheint der Text zwischen den Zeilen dem Leser zu sagen, ergötze dich, aber hüte dich, Faust nachzufolgen – lass dich warnen durch sein schreckliches Ende! Einerseits also die verlockenden, ins Unbegrenzte schweifenden Fantasien (füre uns in Versuchung!), andererseits die Warnung vor Übermenschentum und dem Überschreiten von Grenzen, die dem Menschen gesetzt sind (füre uns *nicht* in Versuchung!).

Diese beiden Schichten – Verführung und Warnung – sind von Interpreten der «Historia» verschieden gewichtet worden. Mehrmals hat die Faustforschung auf Zusammenhänge zwischen der «Historia» und Luthers Tischreden hingewiesen. 1896 stellt Erich Schmidt in seiner Abhandlung «Faust und Luther» die Frage, ob dem Verfasser der «Historia» Stellen aus Luthers Tischreden unmittelbar oder aus Berichten als Quelle gedient haben. So sieht Schmidt in der «Historia» nicht nur den erhobenen protestantischen Zeigefinger, für ihn steht sie in direktem Zusammenhang mit Luther, «auf dem Granitboden der Lutherschen Gnadenlehre».

Beides nun, Verlockung und Abschreckung, empfinden Kinder von klein auf vielen Lebensbereichen gegenüber. Faust-Bilder können mithelfen, sie ihnen eigene, häufig unbewusste Strebungen sehen zu lehren und mit Spannungen zu leben, ohne das, was ihnen oder andern nicht passt, einfach zu verdrängen und damit aus der Kontrolle zu verlieren.

Faust kam in seiner zweiten Lebenshälfte in den Geruch eines Teufelsbündlers, wie viele andere seiner Zeitgenossen auch. Nirgends konnte er deshalb längere Zeit bleiben oder gar sich niederlassen. Unstete Wanderschaft, Flucht kennzeichneten seinen Lebensweg, wohl auch Furcht vor Folter und Scheiterhaufen. Einsicht in das Los der Opfer «christlicher» Justiz zu vermitteln, dürfte die Augen öffnen helfen für das Schicksal und die Leiden von Ausgestossenen, von Randständigen in unseren Tagen.

Knapp gefasst, sind die Schüler zur Einsicht zu führen, dass zu Beginn der Neuzeit die Menschen aus lang Gelebtem und Gewohntem erste unsichere Schritte taten in eine Welt mit neuen Horizonten, Möglichkeiten und Zielen. Es war ein Fortschreiten aus der Tradition

in die Ungewissheit des damals Neuen, noch Unerhörten. Nicht viel sicherer sind unsere Schritte heute, nach 500 Jahren.

5. Mögliche Zugangsschwierigkeiten können dadurch entschärft werden, dass wir vom Lesen einiger Texte der «Historia» ausgehen. Form und Inhalt werden den Schülern als ungewohnt, fremd, alt, merkwürdig auffallen, sie aber nicht vor unüberwindliche Verständnisbarrieren stellen. Die Texte lösen Fragen aus und führen zur Erörterung «faustischer» Aufgaben, die sich heutige Menschen vornehmen: Raumfahrt, Genmanipulation, Atomphysik usw.

Nach klassenweisem Einlesen sind einzelne Texte in Einzel-, Partner- oder Gruppenarbeit selbstständig zu er-lesen, in Berichte, dramatische Szenen, vielleicht gar Puppenspiele umzusetzen. Belege zu heutigen Vorstößen in Neuland bringen die Schüler aus Zeitungen, Zeitschriften und Büchern in den Unterricht ein.

Bei Vergleichen von Faust mit andern Renaissance-Persönlichkeiten, wie z.B. Leonardo, muss das an Faust Wahr-genommene und Eingesehene angewen-det und differenziert werden.

Stoffplanskizze für eine Unterrichtseinheit Faust, 6 Lktionen

1. Klassenlektüre «Doctor Faustus ein Calendermacher und Astrologus» (vgl. Text auf Seite 67): Zwei merkwürdige Berufe, dargestellt in alttümlicher Sprache. – Wie Erscheinungen aus dem Beginn der Neuzeit auch heute weiterleben, bis zur «Brattig» und Horoskopen in Zeitungen. – Informationen über den Lebensgang des historischen Faust 1480–1540.

Zuteilung einzelner Legenden aus der «Historia» (vgl. Seiten 67–69) an einzelne Schüler, eventuell Schülergruppen. Hausaufgabe: Vorlesen lernen, pantomimisches oder darstellendes Darbieten des Lesetextes. Wer setzt das Gelesene in eine Puppenspiel-Szene um?

2. Präsentation der vorbereiteten Faust-Legenden (vgl. Hausaufgabe).

Diskussion und ergänzende Information zu

- Zauberei: Lügengeschichten? Suggestion, Hypnose?
- Faustus als Ahnder des Bösen, als «Richter» seiner Mitmenschen.
- Faustus als Trinker und Geniesser, Hochgeber, Prahler, «Allwissender».

3. Weitere Informationen über den historischen Faust: möglicher Studien-gang, Aufenthaltsorte, allfällige Lehr-tätigkeit, fahrender Arzt, Magier und Wahrsager; seine Auftraggeber; der ver-mutliche Hergang seines Todes in Stau-fen im Breisgau (im Faust von H. Maus ist der Tod im Eingangskapitel bildhaft geschildert, vgl. Literaturverzeichnis).

4. Fausts Pakt mit dem Teufel. Auch wenn wir nicht an diesen Pakt glauben: Wie ist die Überlieferung heute zu ver-stehen und zu deuten? Weit verbreiteter Teufelsglaube zu Beginn der Neuzeit (vgl. dazu Egon Friedell, S. 65); Zauberbücher, Zaubersprüche und -zei-chen, «Höllenzwänge» (Teufelsbeschwö-rungen), Hexen und Hexer. In Burgdorf im Kanton Bern wurde 1691 die als Hexe verdächtigte Anni Maritz «am Leib visitiert und zweimal gestreckt» (vgl. Der Bund, Bern, Nr. 79 vom 4. 4. 1981). Gerichte, Folter, Scheiterhaufen. Über-leben des Teufelsglaubens heute.

5. Des historischen Faust mögliche Aufenthalte in Wittenberg und dem bayrischen Ingolstadt: seine Beziehungen zum neuen und zum alten Glauben, aus-gestossen aus der reformierten und der katholischen Hochburg.

Bilder aus der Übergangsepoke vom Mittelalter zur Neuzeit: gefahrvolle Wan-derschaft auf den damaligen Strassen, nachts geschlossene Städte, Markt-treibien, Unterkünfte...

Faust-Bemerkungen in Luthers Tisch-reden; die katholische Anklage in Ingol-stadt. Faust als Verdächtiger, zu steter Flucht Getriebener; heutiges Flüchtlings-elend.

6. Abschliessendes Lesen einiger Legen-den, namentlich Stellen aus der «Wehe-klag».

Einige altersgemässe Hinweise zur lite-rarischen Faust-Tradition: von den Volks-büchern über die Tragödie von Marlowe, die Puppenspiele, Goethes Faust bis zu Thomas Manns Doktor Faustus.

Bildbetrachtung:
«Faust» von Rembrandt (1606–1669).

Rückblick und einige ergänzende Literaturangaben

Vermutlich dürften die Materialien in diesem Heft der «Schulpraxis» genügen, einen ersten Versuch mit der Unterrichtseinheit «Faust» zu wagen:

Im «Mann aus Knittlingen» (S. 62 ff) gibt Günther Mahal einen Überblick über das Stoffgebiet.

Egon Friedell charakterisiert das Thema berührende *Erscheinungen des Zeitalters* und hebt die *Bedeutung Fausts* hervor (S. 65).

Die Texte aus der «Historia» (S. 66 ff) und die Abbildungen sind direkt ver-wendbare *Unterrichtsmaterialien*.

Die didaktischen Überlegungen und die Stoffplanskizze (S. 70 ff) bieten Hilfen an, einen Unterrichtsversuch zu wagen.

In den hier gedruckt vorliegenden Unter-lagen ist manches weggelassen, was dem Lehrer zur Vorbereitung ebenfalls dienlich wäre, beispielsweise eine Dar-stellung des möglichen Studiengangs des gelehrteten Doctor Faustus. Über mittel-alterliche Studenten, Universitäten und die artes liberales, die Grundlage des Bildungswesens im Mittelalter, kann man sich in verschiedenen Geschichten der Pädagogik orientieren oder im «Faust» von Hansjörg Maus (siehe unten) ge-zielt auf unser Thema hin. Deshalb schliessen wir unseren Beitrag mit einem knappen kommentierten Literaturhin-weis:

Historia von D. Johann Fausten (Text von 1587). Reclam Nr. 1515. Stuttgart 1977.

Mahal, Günther: Faust. Die Spuren eines geheimnisvollen Lebens. Scherz, Bern und München 1980.

Die neueste, wissenschaftlich fundierte Bio-graphie des historischen Faust, des Mannes aus Knittlingen. Der Leser erhält unmittel-baren Einblick in Mahals Forschungsarbeit; er erfährt, wie der Autor zu seinen Ver-mutungen, Fragestellungen und Hypothesen kommt. So erhält er Aufschluss über die Geschichte der Faustforschung und die derzeitigen Problembereiche.

Maus, Hansjörg: Faust. Eine deutsche Legende. Meyster, Wien-München 1980.

Eine romanhafte, journalistische, gut lesbare Faustbiographie, kenntnisreich geschrieben, mit vielen brauchbaren Informationen und Illustrationen.

Marlowe, Christopher: Die Tragische Historie vom Doktor Faustus. Bezugs-adresse: Christian Bühler, Rosen-weg 35, 3097 Liebefeld.

Diese kommentierte Übersetzung des Drama-textes von Marlowe lag der Aufführung 1980/81 in der Französischen Kirche Bern zugrunde. Der Kommentar zu jeder Textseite enthält eine Fülle von unterrichtlich auswert-baren Informationen in Wort und Bild.

Umfassende Auskünfte finden sich in
Henning, Hans: Faust-Bibliographie.
5 Bände. Berlin und Weimar 1966 ff.

auslöschen Bilder einzuzeichnen, so hat er viel erreicht. Der Unterrichtende darf sich indessen nicht allein auf die Wirkung seiner Erzählung verlassen. Er wird sich vielmehr bemühen, ... das innere Erfassen und Verstehen zu fördern und zu vertiefen.» Der Lehrplan von 1973 übernimmt die Wendung vom Einprägen unauslöslicher Bilder, regt aber ausdrücklich an, den Entwicklungen von Wirtschaft, Recht, Kunst und Religion nachzugehen. Auch hier: beides, Bilder und Zusammenhänge.

Vergangenes Geschehen und geschichtliche Zustände spiegeln sich im Erleben, Erdulden und Handeln des einzelnen, des «kleinen Mannes», wie der Lehrplan von 1973 ausführt. Wenn sich Schüler (zusammen mit ihren Eltern) bemühen, ihren *Heimatort* kennenzulernen, dann stoßen sie in dieser Richtung vor, dann finden sie Geschichten, finden Lokales, Persönliches, Familiäres, das von der Zeit geprägt ist.

Ebenfalls in diesem Sinn sind die *Schulerinnerungen von J. J. Steiger* zu verstehen. Entnommen ist die Auswahl Steigers Lebenserinnerungen, einem Manuscript in deutscher Handschrift (als Typoskript 81 Seiten A4). Bei dem hier Vorgelegten handelt es sich also nur um einen Bruchteil dessen, was der alte J. J. Steiger aus seinem Leben für die Familien seiner Nachkommen aufgezeichnet hat. Der Redaktor dankt den Familien Steiger, dass sie diesen persönlichen, familiengeschichtlichen Zugang zu Bildern aus dem 19. Jahrhundert einer weiteren Leserschaft erschliessen.

Beim *Thema Faust* hoffen wir auf das Interesse des Lesers für das neue Faustmuseum in Knittlingen, für die Hinweise auf den heutigen Stand der Faustforschung. Die Lehrerschaft der Oberstufe wird zudem angesprochen mit einem Unterrichtsvorschlag und Materialien zum Geschichtspensum des 7. Schuljahres. Dieser Vorschlag enthält zugleich, an einem konkreten Beispiel gezeigt, eine weitere Bestätigung der Antwort auf unsere Frage: Geschichten und/oder Geschichte? Beides! Das Faust-Thema bietet ein faszinierendes Wechselspiel zwischen Geschichten, ihren Beziehungen untereinander und zu den quellenmäßig gesicherten Spuren des historischen Faust. An Faust lassen sich viele Tendenzen der anbrechenden Neuzeit, viele Charakterzüge von Renaissancemenschen beispielhaft zeigen. Durchwegs handelt es sich um Vergangenes, das bis heute in die Gegenwart hineinwirkt: Geschichte nicht antiquiert, sondern hochaktuell.

Hans Rudolf Egli

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

| Nr. | Monat | Jahr | Preis | Titel |
|-------|------------|------|-------|---|
| 1 | Januar | 73 | 3.— | Deutschunterricht |
| 2/3 | Febr./März | 73 | 3.— | Bücher für die Fachbibliothek des Lehrers |
| 4/5 | April/Mai | 73 | 3.— | Neue Mathematik auf der Unterstufe |
| 6 | Juni | 73 | 3.— | Freiwilliger Schulsport |
| 7/8 | Juli/Aug. | 73 | 3.— | Zur Siedlungs- und Sozialgeschichte der Schweiz in römischer Zeit |
| 9/10 | Sept./Okt. | 73 | 3.— | Hilfen zum Lesen handschriftlicher Quellen |
| 11/12 | Nov./Dez. | 73 | 3.— | Weihnachten 1973 – Weihnachtsspiele |
| 1 | Januar | 74 | 3.— | Gedanken zur Schulreform |
| 2 | Februar | 74 | 3.— | Sprachschulung an Sachthemen |
| 3/4 | März/April | 74 | 3.— | Pflanzen-Erzählungen |
| 5 | Mai | 74 | 3.— | Zum Lesebuch 4, Staatl. Lehrmittelverlag Bern |
| 6 | Juni | 74 | 3.— | Aufgaben zur elementaren Mathematik |
| 7/8 | Juli/Aug. | 74 | 3.— | Projektberichte |
| 9/10 | Sept./Okt. | 74 | 3.— | Religionsunterricht als Lebenshilfe |
| 11/12 | Nov./Dez. | 74 | 3.— | Geschichte der Vulgata – Deutsche Bibelübersetzung bis 1545 |
| 1/2 | Jan./Febr. | 75 | 3.— | Zur Planung von Lernen und Lehren |
| 3/4 | März/April | 75 | 3.— | Lehrerbildungsreform |
| 5/6 | Mai/Juni | 75 | 3.— | Geographie in Abschlussklassen |
| 7/8 | Juli/Aug. | 75 | 3.— | Oberaargau und Fraubrunnenamt |
| 9 | September | 75 | 3.— | Das Emmental |
| 11/12 | Nov./Dez. | 75 | 3.— | Lehrerbildungsreform auf seminaristischem Wege |
| 15/16 | April | 75 | 4.— | Schulreisen |
| 5 | Januar | 76 | 3.— | Gewaltlose Revolution, Danilo Dolci |
| 13/14 | März | 76 | 3.— | Leichtathletik |
| 18 | April | 76 | 3.— | Französischunterricht in der Primarschule |
| 22 | Mai | 76 | 3.— | KLunGinn – Spiele mit Worten |
| 26 | Juni | 76 | 3.— | Werke burgundischer Hofkultur |
| 35 | August | 76 | 3.— | Projektbezogene Übungen |
| 44 | Oktober | 76 | 3.— | Umweltschutz |
| 48 | November | 76 | 3.— | Schultheater |
| 4 | Januar | 77 | 3.— | Probleme der Entwicklungsländer (Rwanda) |
| 13/14 | März | 77 | 3.— | Unterrichtsmedien |
| 18 | Mai | 77 | 3.— | Korball in der Schule |
| 21 | Mai | 77 | 3.— | Beiträge zum Zoologieunterricht |
| 26–31 | Juni | 77 | 3.— | Kleinklassen/Beiträge zum Französischunterricht |
| 34 | August | 77 | 3.— | B. U. C. H. |
| 39 | September | 77 | 3.— | Zum Leseheft «Bä» |
| 47 | November | 77 | 3.— | Pestalozzi, Leseheft für Schüler |
| 4 | Januar | 78 | 3.— | Jugendlektüre |
| 8 | Februar | 78 | 3.— | Beiträge zur Reform der Lehrerbildung im Kt. Bern |
| 17 | April | 78 | 3.— | Religionsunterricht heute |
| 25 | Juni | 78 | 3.— | Didaktische Analyse |
| 35 | August | 78 | 3.— | Zum Thema Tier im Unterricht |
| 39 | September | 78 | 3.— | Australien |
| 43 | Oktober | 78 | 2.50 | Arbeitsblätter Australien (8 Blatt A4) |
| | | | 3.— | Geschichte Berns 1750–1850, Museumspädagogik |
| | | | 2.50 | Arbeitsblätter (9 Blatt A4) |
| 4 | Januar | 79 | 3.— | Lehrer- und Schülerverhalten im Unterricht |
| 8 | Februar | 79 | 3.— | Die Klassenzeichnung |
| 17 | April | 79 | 3.— | Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs |
| 25 | Juni | 79 | 3.— | Alte Kinderspiele |
| 35 | August | 79 | 3.— | Umgang mit Behinderten |
| 43 | Oktober | 79 | 3.— | Theater in der Schule |
| 5 | Januar | 80 | 3.— | Bernische Klöster 1. Die ersten Glaubensboten |
| 9 | Februar | 80 | 3.— | Denken lernen ist «Sehen-lernen» |
| 17 | April | 80 | 3.— | Leselehrgang KRA |
| 26–29 | Juni | 80 | 3.— | «Gehe hin zur Ameise...» |
| 35 | August | 80 | 3.— | Von der Handschrift zum Wiegendruck |
| 44 | Oktober | 80 | 3.— | Französischunterricht |
| 5 | Januar | 81 | 3.— | Geh ins Museum I |
| 13 | März | 81 | 3.— | Handwerklich-künstlerischer Unterricht |
| 22 | Mai | 81 | 3.— | Geschichten und/oder Geschichte? |

Die Preise sind netto, zuzüglich Porto (keine Ansichtssendungen)

Mindestbetrag je Sendung Fr. 5.— zuzüglich Porto

Mengenrabatte: 4–10 Expl. einer Nummer: 20%, ab 11 Expl. einer Nummer: 25%

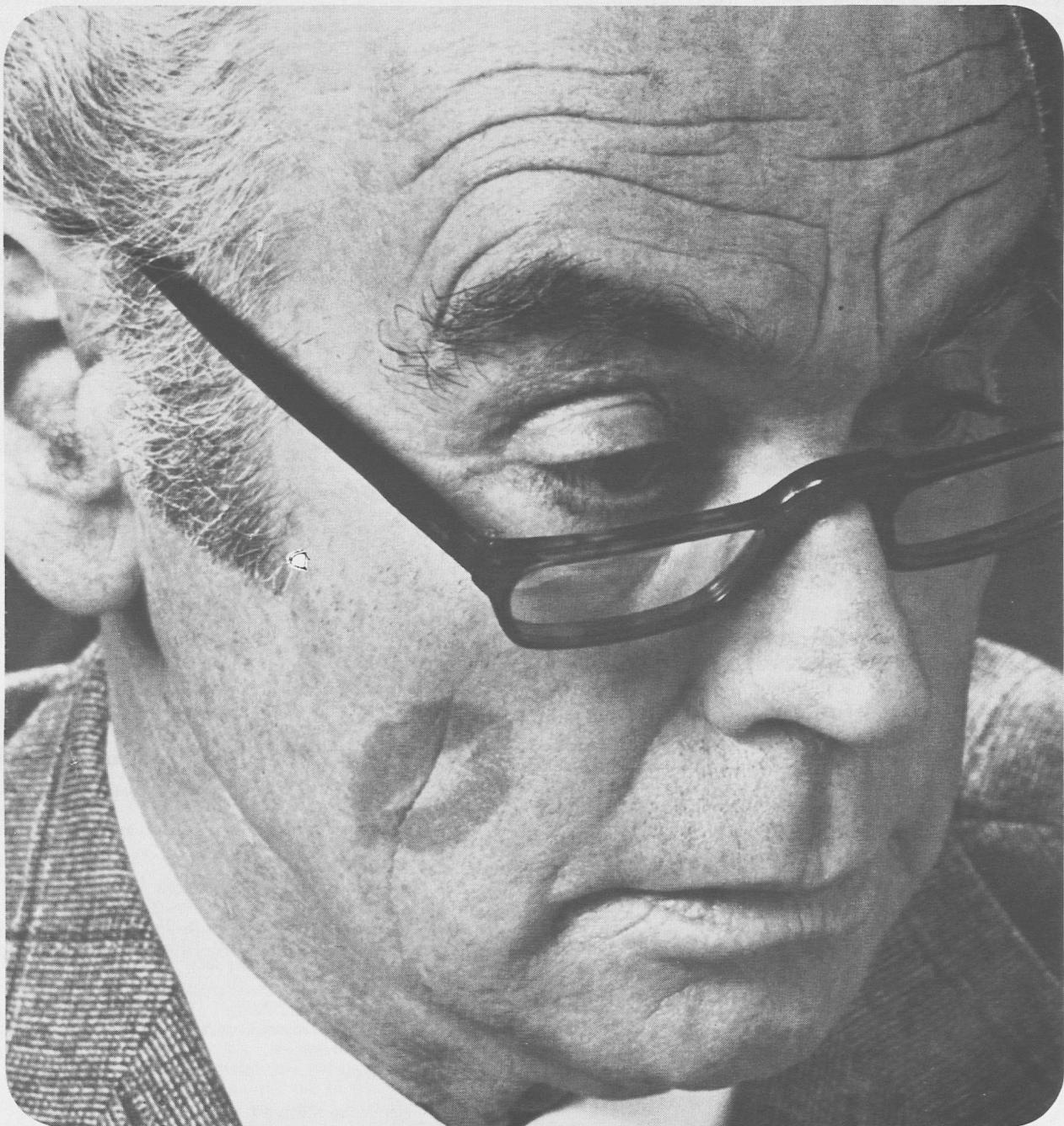
Bestellungen an:

Keine Ansichtssendungen

Eicher + Co., Buch- und Offsetdruck

3011 Bern, Speichergasse 33 – Briefadresse: 3001 Bern, Postfach 1342 – Telefon 031 22 22 56

DAS INSERAT



Das Inserat bleibt haften.

Gelesenes wird besser erinnert als nur Gehörtes oder flüchtig Gesehenes. Das lehrt nicht nur die Erfahrung, auch wissenschaftliche Untersuchungen beweisen das. Warum sonst wollen wir in der Zeitung oder in Büchern hinterher noch einmal nachlesen, was wir am Radio gehört oder am Bildschirm gesehen haben? Das gilt auch für Ihr Angebot.



Am Anfang jeder starken Werbung steht das Inserat.*

Die Schweizerischen Zeitungen und Zeitschriften

* Vor grösseren Anschaffungen konsultieren Käufer Inserate 5 x häufiger als jedes andere vergleichbare Werbemittel. Dies ist keine leere Behauptung, sondern ein vielfach erhärtetes Forschungsergebnis.